XIII. Jahrg. Berlin, den 5. November 1904. Nr. 6.




Herausgeber:

# Maximilian Harden.

Inhalt:







Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft
Friedrichstraße 10.

1904.




Berlin, den 5. November 1904.

# Bellachinis Tochter.

Vor hundertundzwölf Jahren schrieb Schiller in die Vorrede zu einer deutschen Ausgabe der von den Advokaten Pitaval und Richer gesammelten „Merkwürdigen Rechtsfälle“: „Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen; man findet eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwickelung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unseren Augen; und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet“. Damals war François Gayot de Pitaval schon fast fünfzig Jahre tot. Der jenenser Verleger, der den Professor Schiller als Vorredner gewonnen hatte, wollte in seine „Auswahl auch von anderen Schriftstellern und aus anderen Nationen wichtige Rechtsfälle aufnehmen und dadurch allmählich die Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung erheben“. Doch von dem Sammelwerk, das sich auf dem Titelblatt stolz einen „Beitrag zur Geschichte der Menschheit“ nannte, erschienen nur vier Bände. Dreizehn Jahre danach veröffentlichte Paul Johann Anselm von Feuerbach „Merkwürdige Kriminalrechtsfälle“ und später seine „Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen.“ Als Präsident eines bayerischen Appellhofes wollte er auf die Rechtsprechung wirken und, wo sie unzulänglich blieb, bleiben mußte, dem Verurtheilten die Gnade des Königs werben. Als einer der ersten (und leider auch letzten) Psychologen unter den deutschen Kriminalisten wollte er

zeigen, wie das Verbrechen entsteht, wie aus dem „tadellosen Menschen und Bürger zuletzt doch ein Mörder werden kann", und die Staatsbüttel lehren, daß sie nicht eine den Grenzen der Menschheit entrückte That, daß sie Menschen zu richten haben. Beide Sammlungen erreichten drei Auflagen; und dieser Erfolg weckte den Muth der Verleger. Ein „Neuer Pitaval" erschien, brachte es auf mindestens sechzig Bände, muß aber wohl nur kargen Lohn eingetragen haben: denn er wurde nicht fortgesetzt. Seit zehn, zwölf Jahren haben wir keine Sammlung merkenswerther Prozesse mehr. Sind auf Zeitungberichte angewiesen, an deren Herstellung nicht, wie in England, Rechtskundige mitwirken und deren historischer Werth deshalb sehr gering ist. Auf allen anderen Gebieten, in Natur- und Kulturwissenschaften, Kunst und Technik, muß man die Ueberfülle rein darstellerischer Arbeit beinahe schon beseufzen; im Strafrechtsbezirk fehlt die deskriptive Leistung völlig. Wir kennen den Ursprung, die Anfänge der kleinsten Hausindustrie, brauchen nur Marx oder Schmoller, Sombart oder Eheberg nachzuschlagen, um zu erfahren, was uns aus der Physiologie des Kapitalismus gerade wissenswerth dünkt, können, ohne aus dem Zimmer zu gehen, die nürnberger Spielzeugfabrikation, das Leben der fürther Spiegelbeleger uns vors Auge zaubern. Nur von der Strafrechtspflege erfahren wir nichts. Wissen nicht, wie im deutschen Land judizirt wird, und können künftigen Geschlechtern kein als ähnlich beglaubigtes Bild unserer Gerichtspraxis hinterlassen. Alle Kriminalisten empfinden diesen Mangel; fast alle ersehnen eine Zeitschrift, die, statt grauer Theorie und frostiger Paragraphendeutung, getreue Darstellungen wichtiger Prozesse brächte. Und ich glaube, daß jetzt, da das Feuer, das ein Jahrzehnt lang den Komplex der „Sozialen Frage" umloderte, sacht verflackert, für eine solche Zeitschrift wohl der nöthige Nahrungspielraum zu finden wäre. Noch aber haben wir sie nicht; und so mag auch dem Laien erlaubt sein, merkwürdige Rechtsfälle, deren Kontur er klar erkennt, gewissenhaft nach den ausführlichsten Berichten darzustellen; ohne persönliche Färbung: nur in der Absicht, zu zeigen, was in den Grenzen der Menschheit heute noch möglich ist.

Ich will von einem Prozeß erzählen, über den, weil er sich in Oesterreich abspielte, in unseren Zeitungen nicht viel zu lesen war und der doch an Interesse der Handlung, nach Schillers Wort, „sich bis zum Roman erhebt und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus hat." Dessen Thatbestand an die wüstesten Erfindungen der Nickelheftlieferanten erinnert und zu dessen Heldin ein neuer Tertullian sprechen dürfte: Tu es divinae legis prima desertrix, tu es diaboli ianua. Schopenhauer hätte solches Kirchenvaterpathos freilich verschmäht und vor dem Schreckbilde dieser donna delin-

quente nur, mit skeptischem Lächeln, gefragt, worüber hier denn zu staunen sei. Ueber eines Weibes Trugspiel? „Es ist für eine Frau so selbstverständlich, zu lügen, wie für ein Thier, sich seiner natürlichen Waffen zu bedienen."

Ort der That: Mürzzuschlag, der hübsche Kurort und Marktflecken in der Steiermark. Ort der Gerichtsverhandlung: Leoben, die Hauptstadt der obersteierischen Montanindustrie. Strafverfahren wegen Bigamie.

Um die liebliche Maienzeit des Jahres 1903 tauchte in Mürzzuschlag eine fremde Dame auf. Tamara Freifrau von Lützow. Nicht schön, nicht jung, nicht einmal elegant. Besondere Kennzeichen: wolliger Krauskopf, semitische Nase, Doppelkinn. Sie kommt aus Nizza, wohnt im Hotel und benimmt sich so, daß ein Herr wagen kann, sie keck anzureden. Das thut der k. k. Bezirkshauptmann Franz Hervay von Kirchberg; und findet Gehör. Auf den ersten Spazirgängen beichtet sie ihm das Leid und das Glück ihres Lebens. Ein Kind der Liebe; hochadeliger Liebe. Die Mutter eine Fürstin Gagarin. Der Vater... Die Angaben schwanken. Kein Wunder, da sichs um ein ängstlich verhülltes Familiengeheimniß handelt. Angedeutet wird, daß der Großfürst Wladimir von Rußland ihr Vater ist. Dann wieder erzählt, die Fürstin habe sich, um ihrem Kind einen Vatersnamen zu hinterlassen, auf dem Sterbebett noch einem deutschen Militärbevollmächtigten Freiherrn von Lützow in einer Nothehe verbunden. Tamara sei im pariser Sacré-Coeur erzogen worden, habe viele schwere Schicksale erlebt und schließlich einen Verwandten ihres Nominalvaters geheirathet. Dieser Baron Lützow sei zwar ein schlechter Mensch gewesen, habe sie oft mißhandelt, auch gegen Gesetze gesündigt, doch sie nie brünstig berührt. Kein Sexualverkehr. Der keusche Schatz noch unversehrt aus dem Graus dieser Ehe gerettet. Hehres Gefühl für die Sache der Menschheit treibt sie übers Meer; ins Transvaal. Um den aus Hof und Heim gejagten, für Recht und Freiheit fechtenden Buren Hilfe zu bringen, rüstet sie, auf eigene Kosten, eine Expedition des Rothen Kreuzes und stellt sich selbst an die Spitze der Samariterschaar. Ihr Auge erblickt furchtbare Gräuel, doch ihre Hand zittert nicht. Zittert nicht, auch als sie einem deutschen Krieger und Standesgenossen, dem Grafen Zeppelin, den letzten Dienst leisten muß. So Großes wirkt in der zarten Jungfrau das fromme Mitleid. Als diese Mission beendet ist, kehrt Tamara nach Europa zurück und läßt sich an der Riviera nieder. Sie kanns. Zwar hat sie auf eine hohe Rente verzichtet; aber ihr Barvermögen beziffert sich auf eine Million und ihr Familienschmuck ist Hunderttausende werth. Große Erbschaften sind noch zu erwarten. Ein steinreicher Onkel siecht schon im Rollstuhl dahin. Und wenn die geschiedene Freifrau von Lützow einen zweiten Ehebund schließt, werden ihr, am Tage der Hochzeit, dreihunderttausend Francs ausgezahlt.

Franz Hervay von Kirchberg ist in Geldnöthen. Bei den Eltern — der Vater ist Rittmeister a. D. — gehts knapp zu, von dem Onkel sind nur kleine Beträge zu borgen und ein österreichischer Bezirkshauptmann, der sich an allen Ecken einschränken muß, ist, weil die Verwaltungbeamten dort üppiger leben, noch schlimmer dran als ein preußischer Regirungpräsident, der eine Flasche Vix Bara als Luxussünde bereuen muß. Hier ist eine reiche Frau. Die merkwürdigste Frau, die er jemals sah. Ungewöhnlich in jedem Zug ihres Wesens. Der Reiz noch größer als der Reichthum. Vornehmste Abkunft. Ein Duft von fernen Ländern umweht sie. In ihrem Auge gleißt ein Wurm, auf ihrer Lippe ist die Schmerzensspur erlebter Bitterniß. Ganz anders als die Töchter des steierischen Beamtenadels. Eine Enttäuschte. Ein von heißen Leidenschaften durchrüttelter Leib, der dennoch, weil er sich nicht an den Unwürdigen wegwerfen wollte, jungfräulich blieb. Und eine Seele, die jedes Leid mitgelitten, ein Geist, der die höchsten Gipfel furchtlos erklettert hat. Tamara hat auch Bücher geschrieben; denen sie natürlich nicht ihren Namen gab. „Haben Sie von den ‚Briefen, die ihn nicht erreichten', gehört?" Der Bezirkshauptmann nickt eifrig; weiß aber, in Mürzzuschlag, 1903 noch nicht, daß sich die Baronin Heyking als Verfasserin des Buches bekannt hat. „Das Meiste darin ist von mir." Franz Hervay glaubt Alles; das Unwahrscheinlichste am Liebsten. Heil dem Manne, der diese Frau das Glück lehren dürfte! Er darfs. Nach zweiwöchiger Bekanntschaft verlobt sie sich ihm. Und da sein Verlangen sich nicht gedulden mag, muß vier Wochen nach dem feierlichen Verlöbniß die Hochzeit sein. Der Braut fehlen einige Papiere; die Urkunde, die beweisen soll, daß ihr erster Mann verschollen sei, ist nicht so schnell herbeizuschaffen; sie wird später nachgeliefert werden. Der Bezirkshauptmann drängt. Wenn der Pfarrer Schwierigkeiten macht, tritt das Paar aus der Landeskirche und läßt sich von einem evangelischen Pastor trauen. Ein hoher Verwaltungbeamter, der sich den Los von Rom-Leuten gesellt! Das fehlte noch. Von solchem Herrn ist ja nichts Unehrenhaftes zu fürchten. Auch nichts Inkorrektes. Der Gemeindevorsteher ist derselben Meinung und giebt den Heimathschein. Der Ehevertrag (mit Gütergemeinschaft) ist schon gemacht. Die Villenbesitzerin Freifrau von Lützow wird Franz Hervay von Kirchberg angetraut.

Die Eltern, der Bruder, die Freunde hatten den Bräutigam vergebens gewarnt. Ihnen war die Fremde widrig. Der Bruder, ein Offizier, der sie oft auf Lügen ertappte, hielt sie für eine gefährliche Hochstaplerin. So gehts immer in dieser Philisterwelt. Daß ein Mensch, gar ein Weib ihnen überlegen ist, geben die Dutzendleute nie zu; lieber weisen sie die ungewöhnliche Erscheinung ins Verbrecherreich. Die armen Narren! Ist Franz etwa nicht

glücklich? Glücklicher, als ers je erträumt hat. Die beste, vornehmste, reinste aller Frauen ist sein, öffnet ihm, ihm als dem Ersten den heißen Schoß. Er ist doch nicht blind, kein unerfahrener Knabe, und weiß, wen er umarmt. Diese ward nie noch von einem Manne erkannt. Einmal hat er, in schwacher Stunde, gezweifelt; weil Verdächtigung ihn von allen Seiten bekroch. Die Aermste war einer Ohnmacht nah; mit bebenden Händen konnte sie nur noch den Kruzifixus umklammern und den Schwur hauchen: Ke'n gab ich mich Dir!... Seitdem trübt kein Schatten mehr das Glück der jungen Ehe.

In dem Kurörtchen aber wird weitergetuschelt. Die will aus edlem Hause sein? Mit dieser Judennase, dieser Neigung zur Aufschneiderei nnd Lüge, diesen Spelunkenmanieren? Ja, wenns die theuren Kleider allein thäten! Wenn man, trotz allen Parfums, den Schmutz nicht röche, aus dem sie kommt! Kurgäste werden als Sachverständige vernommen; auch ihnen scheint die Frau des k. k. Bezirkshauptmannes nicht ganz säuberlich. „Seht Ihr: wir habens immer gesagt!" Das Hotelpersonal wird befragt; und festgestellt, daß die Freifrau, als sie schon Hervays Ring am Finger trug, zärtliche Zusammenkünfte mit einem Oberlieutnant hatte, den sie dem Bräutigam dann als ihr „Brüderchen" präsentirte. Endlich wird, im Kurhaus, beim Kaffeeklatsch oder auf einer Landpartie, eine ernsthafte Untersuchung beschlossen. Man forscht, schreibt an befreundete Würdenträger, läßt die Polizei arbeiten: und kann der Steiermark bald ein artiges „Märchen" erzählen. Ein Schlüsselmärchen, als dessen schmutzige Heldin der Blödeste Frau Hervay von Kirchberg erkennt. Jetzt darf der Bezirkshauptmann sich nicht länger taub stellen. Er bemüht sich um Auskunft, reist nach Wien und erfahrt im Polizeipräsidium, daß Alles wahr ist, was im Ortsblättchen stand. Daß eine jüdische Gauklerin ihn schmählich betrogen hat. Sein erster Gedanke ist: Scheidung; die Ehe muß für ungiltig erklärt werden. Und dann? Er liebt die Frau, die seinen Sinnen unbekannte Wonnen bot, käme über den Trennungschmerz aber wohl hinweg. Auch über die Lächerlichkeit seines Wahnes? Die eigene Mutter hat er gescholten, weil sie Tamara nicht für sechsundzwanzigjährig, nicht für eine virgo intacta hielt. „Das Tropenklima — bis nach Kamerun und ans Kap führte ihre Barmherzigkeit sie — hat ihre Jugend gefurcht; und daß ich einer Unberührten den Gürtel löste, will ich dem Heiland ins Antlitz beschwören". Er könnte nicht im Amt bleiben. Jede Kuhmagd würde ihn auslachen. „Der kann in der Brautnacht ein Mensch nicht von einer Jungfer unterscheiden und will im Mürzbezirk hier der Höchste sein!" Wohin er auch ginge: der Fluch der Lächerlichkeit ist an seine Sohle geheftet. Er hat verspielt ... Franz Hervay von Kirchberg erschießt sich.

Auch Tamara ist nach Wien gereist. Am Abend des Tages, der ihren Ehemann die Wahrheit erkennen lehrte, heuchelt sie in der Kärntnerstraße

Krämpfe und gesteht dem herbeigerufenen Arzt, sie habe sich mit Sublimat vergiftet. Bei der Untersuchung wird keine Spur irgend eines Giftes gefunden. Sechs Tage danach wird sie, als der Bigamie und des Betruges dringend verdächtig, auf Antrag der leobener Staatsanwaltschaft verhaftet. Die Beweiserhebung wird durch den Selbstmord des Bezirkshauptmannes erschwert. Da der Hauptzeuge fehlt, läßt die Beschuldigung des Betruges sich nicht halten. Das Urtheil wird am letzten Oktobertage gesprochen: Vier Monate Gefängniß.

Thatsächlich festgestellt (so nennts unsere Gerichtssprache) wurde, daß Alles, was die Angeklagte in Mürzzuschlag über ihr Alter, ihren Namen, ihre Abkunft, Schicksale und Vermögenslage gesagt hatte, erlogen war. Alles. Sie ist 1860 in Posen geboren worden, jetzt also vierundvierzig Jahre alt. Ihr Vater war der Taschenspieler Samuel Bellach, der unter dem Artistennamen Bellachini Jahre lang berühmt war. Auch am preußischen Hofe sehr beliebt; der alte Wilhelm amusirte sich königlich, wenn das fette schwarzgelbe Männchen in seinem Jargon versicherte, es arbeite „ohne jedem Apparate", oder im engsten Hofcirkel fragte, ob zufällig Jemand ein reines Taschentuch bei sich habe. Uebrigens machte Bellachini seine Sache famos und war, bei aller listigen Verschmitztheit, die ihn sogar den Mauschelreiz fürs Geschäft verwerthen hieß, ein anständiger, redlicher Mann. Seine jüngste Tochter, Hedwig (oder Erna) Bellach, ließ sich, als sie ins achtzehnte Jahr ging, taufen und hieß seitdem Elvira Leontine Bellachini. Mit ihrer Existenz hat kein Großfürst, keine Russenprinzessin, kein Diplomat auch nur das Allergeringste zu thun; sie ist das legitime Kind achtbarer Eltern, die ihr wohl eine leidliche Mitgift geben konnten. Ehe sie den Bezirkshauptmann fing, war sie viermal verheirathet. Mit einem Agenten der Champagnerfirma Mumm & Co. Mit dem Lieutenant a. D. Christian von Lützow, dem aus dem Marschall-Prozessen bekannten Polizeispion des Kriminalkommissars von Tausch, einem Manne, dem Manches zuzutrauen war, doch sicher nicht, daß er seine Ehefrau unberührt ließ. Drittens mit einem verabschiedeten adeligen Oberlieutenant. Viertens mit einem französischen Landwirth. Die beiden letzten Ehen wurden wegen Verschuldens der Frau geschieden. Elvira Leontine Tamara sagt von dem Ersten, er habe ihr Geld durchgebracht und Wechsel gefälscht; von dem Zweiten (der heute noch lebt), er habe sie mißhandelt, Urkunden gefälscht und in London unter den Rädern eines Lastwagens den Tod gefunden; von dem Dritten, er habe sie aus dem Fenster geworfen; von dem Vierten, er habe sie halbtot geprügelt. Festgestellt ist ferner außerehelicher Verkehr mit zwei Oberlieutenants der österreichischen Armee (für diese Charge hat sie offenbar eine Schwäche). Das ist gewiß nur ein winziger Theil ihrer Sexualerlebnisse. Denn in Nizza, wo doch nicht die

Heimath keuschster Tugend ist, hatte Frau von Lützow zwar keine Villa, auf dem Konsulat aber den Ruf einer Abenteurerin schmieriger Sorte. Freifrau von Lützow nannte sie sich, trotzdem das Gesetz ihr nur den Namen ihres vierten Gatten, Leos Meurin, zusprach. Von Dem war sie noch nicht rechtskräftig geschieden, als sie sich mit dem Bezirkshauptmann trauen ließ. Thatbestand der Bigamie. Die Richter (bei uns könnte auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren erkannt werden) gingen kaum übers Strafminimum hinaus. Mit Recht. Erstens hatte die Untersuchunghaft vier Monate gedauert. Und zweitens hatte Hervays Leichtgläubigkeit den Schwindel beinahe provozirt. Er war unter den Legitimen der Fünfte; die Zahl der Illegitimen wäre, da zwei Erdtheile die Schauplätze dieses Erlebens waren, sicher nicht zu ermitteln. Und der k. k. Bezirkshauptmann glaubte Alles. Die Fürstin Gagarin, den Familienschmuck, die sechsundzwanzig Jahre, den Erbonkel, die Literatur und die Jungfernschaft. Glaubte das Alles einer unschönen, ungraziösen, undisziplinirten und welken Frau, von deren lärmsüchtigen Ghettomanieren die Gerichtsverhandlung ekle Proben gab. Die Hauptsorge der Vielerfahrenen war die Trauertoilette gewesen. Sie besaß nur noch fünfzehn Gulden, hatte aber das Nöthige erpumpt und paradirte nun im Witwenschleier, eleganten Trauerkleid und schwarzen Handschuhen auf der Anklagebank. Daß sie in düsterem Schwarz das Blaue vom Himmel log, war verzeihlich. Nicht so die Ausdrucksform ihres Wesens. Als ihre fünf Ehen sammt dem nizzaer Leumundzeugniß schon in foro festgestellt waren, nannte sie sich ein unerfahrenes Geschöpf und eine Märtyrerin. Dann rief sie: „Meine Seele ist so rein wie das Glas Wasser, das Sie hier vor sich sehen"; und beschuldigte Hervay, er habe sie schnöd im Stich gelassen. Und als der Präsident sie an ihre Vorspiegelung einer Riesenerbschaft erinnerte, gellte aus ihrem zarten Munde der ostberlinische Hohnschrei durchs alte Dominikanerkloster: „Da lachen ja die Hühner!" Trotz Alledem hat sie einen tüchtigen Beamten, der weder blind noch dumm war, umgarnt, beseligt, getötet. Giebts am Ende doch solche Thierchen, wie Herr Frank Wedekind sie in seinem Cirkus zeigt? Da war ein Schlänglein zu sehen, das bald Lulu, bald Eva hieß, auf deutsche und welsche Namen hörte, manchmal sogar eine Wappenkrone trug und dem der Besitzer nachrühmte:

„Sie ward geschaffen, Unheil anzustiften,
Zu locken, zu verführen, zu vergiften, —
Zu morden, ohne daß es Einer spürt."

Die Gerichtsärzte hatten erklärt, die Angeklagte sei geistig normal und für die Folgen ihres Thuns deshalb verantwortlich. Bellachinis Tochter wollte auch nicht als eine psychisch Defekte freigesprochen sein und hätte die Aerzte am Liebsten aus dem Saal gejagt. Vier Monate sind rasch überstanden;

das Thor der Irrenanstalt öffnet sich nicht so schnell. Ich glaube aber, das Urtheil hätte anders gelautet, wenn den Richtern nicht das Wichtigste aus dem Vorleben der Angeklagten unbekannt geblieben wäre. Von Leoben nach Berlin ists nicht allzu weit; bis an unsere Spree scheint das Ermittelungverfahren aber nicht gereicht zu haben. Hier hätte man festgestellt, daß Elvira Leontine sich seit der Kinderzeit eigentlich nicht verändert hat. Sie war das räudige Schaf in der reinen Heerde. Last und Kummer der Eltern. Die Schwester, die eines ehrenwerthen Holzhändlers brave Hausfrau wurde, zog sich früh von ihr zurück und wird über den Wurmstich des schlimmen Früchtchens nicht gestaunt haben. Das Mädel log, daß sich die dicksten Balken bogen. Log immer; konnte nicht anders. In Eberswalde wegen chronischer Unwahrhaftigkeit und Faulheit aus der Pension entfernt. In Berlin wegen der selben Eigenschaft aus der Höheren Töchterschule der Frau Burtin gestoßen. Nachdem sie die jüngeren Klassengenossinnen zu korrumpiren getrachtet und im Schulzimmer einen Selbstmordversuch geheuchelt hatte. Den Vater erwähnte sie nie; nur der schwarze Diener, der dem Zauberkünstler während der Vorstellung das Handwerkzeug reichte, spielte in ihren Phantasien eine große Rolle. Schon damals hatte sie sich eine vornehme Herkunft zurechtgelogen. Ihre Mutter sei eine geborene Gräfin Testa, sie selbst heimlich ihrem Vetter, dem Grafen Anatol Testa, verlobt; der Sohn eines hohen preußischen Offiziers (sie nannte einen bekannten Adelsnamen) werbe leidenschaftlich um ihre Hand. Sie trete heimlich auch als Schauspielerin mit großem Erfolg auf und müsse sich dann, trotzdem es wehthue, Atropin in die Augen träufeln, um die Pupille zu erweitern und deren Glanz zu erhöhen. So gings Tag vor Tag; schließlich wollte kein Schulmädchen mehr neben dem kleinen Scheusal sitzen. Seitdem sind fast dreißig Jahre vergangen: und Elvira Leontine Tamara treibts, wie Hedwig es trieb. Ein Schulbeispiel von pseudologia phantastica. Ueber diese von dem Psychiater Anton Delbrück getaufte Grenzkrankheit sprach ich, als die Große Therese verurtheilt worden war; und erwähnte den Fall eines Dienstmädchens, das sich für eine Tochter des Königs von Rumänien, eine Nichte des Primus von Ungarn, eine spanische Prinzessin ausgab und lange bei ernsthaften Leuten Glauben fand. Dieser Fall wurde von klugen Aerzten erkannt und behandelt. Die Bellachini kommt ins Gefängniß. Und doch ists ungefähr das selbe Krankheitbild einer lügenden und trügenden hysterica. Ein reizloses, geistig träges, körperlich verbrauchtes Frauenzimmer wirkt mit der Suggestivkraft der Hysterischen auf die Männchen, reißt sie in Schmach und Verderben.

... Aber Vermuthungen gehören nicht in den Neuen Pitaval.

❦

# Die Ueberfüllung der gelehrten Berufe.

Berechtigte Klagen über die Ueberfüllung der gelehrten Berufe sind in den letzten Jahren hauptsächlich von den Aerzten erhoben worden; und da hat die Furcht vor einer noch stärkeren Zunahme der Berufsgenossen zu eigentümlichen Erscheinungen geführt. Die von der heutigen Kulturentwickelung gebotene, von dem reifen Urtheil hervorragender Schulmänner und Gelehrten geforderte Zulassung der Realgymnasialabiturienten suchten die Aerzte, so weit es in ihren Kräften stand, zu verhindern, obwohl vorauszusehen war, daß ein solcher Schritt keinen Erfolg haben konnte; zu stark waren die Gründe für die Neuerung, zu durchsichtig die sozialen Beweggründe der Gegner. Inzwischen hat die preußische Regierung die Thore der Universitäten weiter geöffnet, als man ursprünglich annehmen durfte. Die Befürchtungen haben von Neuem zugenommen und finden nun auch in Regionen Eingang, wo sie bisher nicht zu bestehen schienen. So wird es eine dringende Aufgabe, die wahre Ursache der heutigen Ueberfüllung zu bezeichnen und der durchaus gerechtfertigten Agitation gegen diesen sozialen Mißstand das richtige Ziel zu weisen.

Die Ursache besteht in den leichten Versetzungen der Mittelschulen. Durch die Klassen der Gymnasien und Realschulen verschleppt und endlich zu den Hochschulen entlassen wird eine große Zahl von Jünglingen, die in anderen Berufen befriedigender wirken würden als in denen, für die sie vorbereitet worden sind. Sie verlangsamen den Gang des Unterrichtes, sie sind gewöhnlich die größten Sünder gegen Ordnung und Disziplin, sie erhöhen in den Prüfungen den Prozentsatz der Durchgefallenen und gehen später zum Theil zu Grunde. In Preußen bestehen die erste juristische Prüfung durchschnittlich 20 bis 25 Prozent nicht; in Bayern ist die Zahl in einigen Jahren auf $33^1/_3$ Prozent gestiegen. Und in der zweiten Prüfung, nachdem die Unfähigsten beseitigt worden sind, fallen noch immer ungefähr 15 Prozent durch. Die Entfernung solcher Schüler läge sowohl im Interesse ihrer Mitschüler als in ihrem eigenen. Sie würden dann zeitig für den Beruf vorbereitet werden, zu dem ihre Begabung sie bestimmt, während sie ihn unter den heutigen Verhältnissen oft verfehlen, unzufrieden sind oder untergehen. Ihre Beseitigung ist um so weniger ein Unglück, als die machtvolle Entfaltung des deutschen Wirthschaftlebens eine Fülle recht gut besoldeter Beschäftigungen geschaffen hat, die vor zwanzig Jahren unbekannt oder noch kaum vorhanden waren. Und gerade für praktische Thätigkeiten, für technische Berufe haben diese Schüler oft gute Anlagen.

Und wessen Schuld ist dieser Zustand? Sie darf weder den Lehrern noch den Direktoren zugeschrieben werden, sondern dem System, der Tradition. Es wird vorausgesetzt, daß von einer gegebenen Zahl an Schülern ein bestimmter hoher Prozentsatz das Klassenziel erreichen kann. Die Tüchtigkeit

des Fachlehrers wird nach der Zahl der Schüler seines Faches bemessen, die er für reif erklärt, die Tüchtigkeit des Klassenlehrers nach der Gesammtzahl der aus seiner Klasse zu Versetzenden, die Tüchtigkeit des Direktors nach der Ziffer der Schüler, die in jedem Jahr in eine höhere Klasse gelangen oder zur Hochschule entlassen werden. Der Fachlehrer steht unter der Kontrole des Ordinarius, der Ordinarius unter der des Direktors, der Direktor unter der des Schulrathes und des Ministeriums. Der ganze Schulmechanismus arbeitet auf die möglichst reichliche Versorgung der Hochschulen mit Studenten hin. Ueber die vollen Hörsäle freut sich dann der Professor und mit ihm freuen sich die Gemeinden und feiern, wenn die Gelegenheit sich bietet, den tausendsten Studenten. So freuten sich die Städte, wenn sie wieder um einige tausend Einwohner zugenommen hatten. Aber es ist schon einige Zeit her. Die kindliche Freude über große Zahlen, die in den Geographiestunden in Quarta über sie gekommen war, hat sich in andere Empfindungen verwandelt, nachdem sie zur Einsicht gelangt sind, was es mit der Agglomeration auf sich hat.

Unter den angedeuteten Verhältnissen kann der Lehrer nicht mit der Härte auftreten, die im Interesse der Allgemeinheit läge; er muß in vielen Fällen Fünf gerade sein lassen, womit dann Jedermann einverstanden ist. Nicht nur die Schüler nennen den „milden" Lehrer den besten: auch die kurzsichtigen Eltern betrachten ihn als ihren Wohlthäter, obwohl sie die üblen Folgen des Systems später am eigenen Leben verspüren: in der lange andauernden Sorge für die Söhne, die nicht zu Amt und Brot kommen, in der späteren und selteneren Versorgung der Töchter durch eine standesgemäße Heirath, in der Nothwendigkeit, über jede Altersgrenze hinaus für ihre Familie zu arbeiten, wodurch die materielle Selbständigkeit der Söhne noch weiter hinausgeschoben wird. Die uralte Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

In den letzten fünfzehn Jahren ist es noch schlimmer geworden. Der weichliche Zug unserer Zeit, als dessen Reaktion die Philosophie Nietzsches verständlich wird, offenbarte sich im Gebiete des Schulwesens in der Erleichterung der Anforderungen. Der Entrüstung über die Ueberarbeitung unserer Mittelschüler mußte dieses Opfer gebracht werden. Der Statistiker ist zurückhaltend und vorsichtig, wenn er die Ursachen bestimmter, zahlenmäßig festgestellten Erscheinungen bezeichnen soll; nicht so der statistische Zeitgenosse. Die Zunahme der Nervosität unter den Mittelschülern ist konstatirt worden. Ob sie früher in gleich hohem Grade bestand, ohne daß man sich die Mühe gab, die Erscheinung zu untersuchen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wir wollen sogar annehmen, sie habe in unseren Tagen einen größeren Umfang erreicht. Dann war die Frage, wo die Ursachen dieser unerfreulichen Thatsache zu suchen seien. Der vorsichtige Forscher konnte auf eine ganze Anzahl von Veranlassungen hinweisen, ohne sich zu der ausschließlichen Wirkung einer einzigen zu be-

kennen. Anders der statistische Zeitgenosse. Rasch fertig mit der Diagnose, behauptete er: Die armen Jungen müssen so furchtbar arbeiten, daß sie schon jetzt nervös geworden sind. Er fragte nicht, ob die Nervosität ein Erbstück der Eltern sei, ob die Wirkung von Nervenzerrüttungen, die in die zweite Hälfte der Gymnasialjahre zu fallen pflegen und dann noch durch frühzeitige Theilnahme an Bacchanalien und dem gesellschaftlichen Leben gefördert werden. Er erwog auch nicht, ob die nervösen jungen Leute sich geistig mehr als die normal begabten anstrengen mußten, wenn sie das Klassenziel erreichen wollten. Noch weniger kam ihm zum Bewußtsein, daß der Fortschritt auf den begabten Elementen beruht und daß man kein Recht hat, deren Entwickelung zu verlangsamen, um einer Anzahl gar nicht begabter das Fortkommen zu erleichtern. Namentlich aber vergaß er, daß die unvergleichlichen Fortschritte Deutschlands während der letzten vierzig Jahre nur durch die hohe Bildung, die geistige Energie hervorragender Männer auf allen Gebieten des Schaffens möglich wurden. Nicht selten hatte ich im Ausland, besonders in Holland und England, Gelegenheit, Deutsche, die sich dort zu einflußreichen Stellungen emporgearbeitet hatten, nach den Gründen ihres Erfolges zu fragen. Und fast jedesmal wurde mir die Antwort gegeben, man verdanke sie dem weiteren geistigen Horizont, der Folge besserer Bildung, der Gewöhnung an beharrlichen Fleiß und dem harten Jugendzwang zu geistiger Arbeit. Jetzt aber sind wir auf dem besten Wege, dem Beispiel Englands zu folgen, die geistigen Anforderungen herabzusetzen und die gymnastischen hinaufzuschrauben. Wir dürfen darum auch ähnliche Resultate erwarten.

Sicherlich giebt es auch Fälle von Nervosität, die einen anderen Ursprung haben. Manche aus ärmeren Schichten der Bevölkerung stammende, gut beanlagte Schüler werden, insbesondere in der Pubertätperiode, zu schlecht ernährt, um der geistigen Anstrengung der Schule gewachsen zu sein, und finden obendrein zu Hause nicht die Ruhe für die Klassenvorbereitung. Nicht selten müssen sie auch noch durch die Ertheilung von Privatunterricht für einen Theil ihres Unterhaltes sorgen. Und dann bedenke man reiflich, wie viel schwieriger die Aneignung einer höheren Bildung dem aus ungebildeten Klassen hervorgehenden Jüngling wird, weil er all seine Kenntnisse aus dem Unterricht und aus Büchern schöpfen muß, während dem Glücklicheren im Verkehr mit oft hochgebildeten Eltern, Geschwistern, Verwandten und auf Reisen so Vieles von selbst anfliegt. In nicht besserer Lage sind oft die Schüler, deren Eltern nicht am Schulort wohnen und die irgendwo untergebracht werden. Wenn Gemeinde und Staat für begabte junge Leute dieser beiden Klassen Internate einrichten wollten, dann würden sie nicht nur diesen Einzelnen nützen, sondern auch den Schulbehörden, die dann, da zur Ueberwachung der Klassenarbeiten Lehrer angestellt werden müßten, die Möglichkeit hätten, selbst zu beurtheilen, ob

die Schüler überbürdet seien. Ich kenne die Einwendungen gegen Internate; sie sind Blüthen an dem Baum unvergleichlicher deutscher Sittenreinheit. Aber wer mit der Lebensweise von Pensionären in Familien des unteren und mittleren Bürgerstandes vertraut ist, sah da oft Gefahren, die nicht geringer sind als die befürchteten. Es sei nur an den in Westpreußen ermordeten Gymnasiasten Winter erinnert. Jedenfalls bietet das Internat Ruhe, Ordnung und es kann eine kräftigere Kost geben, als die armen Jungen sonst gewöhnlich erhalten.

Auf welches Ziel sich die Agitation der Männer richten muß, die gegen die Ueberfüllung der gelehrten Berufe ankämpfen wollen, ist nun wohl klar genug. Ein viel größerer Prozentsatz von Mittelschülern als bisher muß von den Hochschulen fern gehalten werden. Die steigende Bevölkerungziffer, die große Zahl unserer Schulen, die Zulassung auch der realistisch, nicht humanistisch Vorgebildeten gestatten uns, die höheren Berufe mit einer intelligenteren und leistungfähigeren Klasse von Männern zu besetzen, als es bis jetzt geschah. Aber diese Schätze müssen ungehoben bleiben, weil die Schultradition dem Gesetz der bewußten sozialen Auslese, der einzig menschenwürdigen, noch immer eigensinnig widerspricht. Zur Erfüllung dieser Aufgabe bedürfen wir der Mitwirkung der Aerzte. Sie sollen uns belehren, wie man sicher in der Kindheit gegen ererbte Nervenschwäche ankämpft. Sie werden vielleicht nervösen Männern und Frauen die Schwierigkeiten schildern, die belastete Kinder im Kampf ums Dasein zu überstehen haben. Sie kennen die wirksamsten Mittel, um Eltern und Kinder über die gefährlichen Wirkungen früh genossenen Alkohols aufzuklären und dessen böse Folgen zu beseitigen. Sie werden uns mit der Diätetik und Hygiene bekannt machen, um den Jüngling vor Verirrungen zu bewahren und den Verirrten zu stärken. Das wäre eben so wichtig wie die Zubereitung eines Heilserums. Und sie würden schließlich zeigen, wie thöricht es ist, unbegabte Schüler, unter Aufopferung ihrer Nervenkraft, zum Lernen zwingen zu wollen. •

Auch die Hilfe des Nationalökonomen brauchen wir. Von den zünftlerischen und hochschutzzöllnerischen Bestrebungen unserer Zeit, so wird er uns zeigen, sehen wir hier einen Spezialfall vor uns. Die Zünftler möchten die Schulentwickelung unserer Zeit hemmen, damit die Zahl der Innungmeister nicht zunehmen kann, und die Schutzzöllner unter den Pädagogen wollen den Unterrichts- und Versetzungbetrieb so regeln, daß auch der unter den ungünstigsten Bedingungen arbeitende Gehirnboden auf die Kosten kommt. Wir aber wollen die Bahn frei machen für die gesunden, begabten, energischen Elemente, im Interesse des deutschen Vaterlandes.

Kiel. Professor Dr. **Wilhelm Hasbach.**



# Hysterische Zeitalter.*)

Weder in der proletarischen noch in der mittelalterlichen Lenksamkeit lag eine ursprüngliche Tendenz zur Hysterisirung. Da aber die Thatsachen eine außergewöhnliche Verbreitung der Hysterie gerade in diesen beiden geschichtlichen Atmosphären zeigen, so entsteht die Frage, wie diese Tendenz hineinkam, wie die lenksamen Zeitalter hysterisirende werden, wie auf ihrem Boden sich eine geschichtliche Massenhysterie entfalten konnte.

Die Hysterisirung der mittelalterlichen Lenksamkeit wäre in Anknüpfung an die phantastische Apperzeption wie in Anknüpfung an die Affektschwäche der Lenksamen denkbar; und es will mir scheinen, als ob beide Ausgangspunkte von der Wirklichkeit zugleich gewählt werden müßten. Die jeweiligen Antheile der einen oder der anderen Entstehung wird die historische Forschung festzustellen haben. Jedenfalls ist es interessant, daß die Massenhysterie erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters anhebt und gegen den Anbruch der Neuzeit zu sich unheimlich häuft. Das deutet unverkennbar darauf hin, daß es die Zersetzung des mittelalterlichen Geistes ist, die irgendwie mit der Hysterisirung zu schaffen hat. Und wir werden Umschau zu halten haben, in welchen psychischen Wandlungen diese Zersetzung vor sich ging.

Sicherlich hatten sich die Einwirkungen der Außenwelt auf das Wahrnehmungleben gegen das Ende des Mittelalters sehr rasch vervielfacht. Das Wachsthum der Städte, die zunehmende Beweglichkeit des öffentlichen Lebens, eine stattliche Zahl von Rezeptionen fremder Einflüsse gestalteten das Bild der Welt bunter und unruhiger. Da aber eine organische Fortbildung des phantastischen Apperzipirens zu mehr begrifflicher Auffassung und Verarbeitungweise noch mangelt, so geräth das psychische Reagiren in eine gewisse Hast und Ueberstürzung, wird es von Eindrücken bestürmt, die noch alle in ihrer unmittelbaren Frische festgehalten sein möchten: eine übermäßige apperzeptive Inanspruchnahme des Individuums setzt also ein; sprunghaftes Aufschießen von Ideen, ein Nachlassen der Stilsicherheit, wie man es nennen könnte, im ganzen Leben, ein Durchbrechen und Abbröckeln der Gebundenheit und Geschlossenheit an allen Ecken und Enden. Es sind die Geburtwehen des Individualismus, die sich ankünden. Und gegen sie erheben sich nun mit aller Macht die konservativen Gewalten. Ihnen gilt es, um jeden Preis den mittelalterlichen Zustand zu konserviren, und die Kirche heißt zwei Jahrhunderte lang jedes Mittel willkommen, das diesem Zweck dienen kann. In erster Linie steht da natürlich die Fanatisirung des religiösen Lebens in Gewinnung und Verfolgung: die wachsende Versinnlichung der göttlichen Gnadenmittel wie der göttlichen Strafen in ihrer Anwendung nament-

*) Herr Dr. Hellpach, der sich durch seine Schriften über „Die Grenzwissenschaften der Psychologie" und über „Nervosität und Kultur" bekannt gemacht hat, führt seine Studien in einem Buch weiter, das, unter dem Titel „Grundlinien einer Psychologie der Hysterie", bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheint. Da er gern zu den Lesern der „Zukunft" spricht, hat er mich gebeten, ihnen ein Fragment aus einem ihm wichtigen Schlußabschnitt vorzulegen, das Manchen wohl reizen wird, die Darstellung in ihren Zusammenhängen kennen zu lernen.

lich durch die Kirche selbst. Und Das mußte eine doppelte Wirkung zeitigen. Auf das Vorstellungleben durch die Reizung der Phantasie, wie solche Versinnlichung sie mit sich brachte: lockende wie schreckende Phantasmen und Eindrücke wurden der Seele in Fülle dargeboten, um ihr einzubrennen, was sie von der Kirche zu hoffen und zu fürchten habe. Damit aber geht nun ganz unvermeidlich eine Unterdrückung der Widerstandsaffekte, mindestens ihres Ausdrucks, Hand in Hand. Zumuthungen treten an die Psyche heran, die sie nicht mehr erfüllen kann oder in deren Erfüllung sie doch mindestens schwankend, unsicher, lässig zu werden beginnt; und nun gerade darum verschärfte Zumuthungen. Da wird die Ausdruckshemmung und die Verdrängung der Widerstandsaffekte zur unumgänglichen Folge und die momentane Erleichterung dieser Reaktionweise bietet die verstärkte phantastische Kraft der dargereichten Vorstellungen selber. Wir kennen diesen Zustand aus vielen Schilderungen seelischer Kämpfe, die auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit sich abgespielt haben: diese halluzinatorische Selbstversenkung in die vorgeschriebenen Glaubens- oder Werkbethätigungen, um damit nur den Qualen des Zweifels oder auch nur seinen Gefahren zu entrinnen. Denn der Zweifel ist ja einer der wesentlichsten Widerstandsaffekte gegen religiöse Zumuthungen. Damit beginnt und arbeitet die Hysterisirung. Längst hat ja die völkerpsychologigische Beobachtung erkennen gelehrt, wie eng die Hysterie, namentlich wo sie massenhaft, in „epidemischen" Ausbreitungen beobachtet wurde, religiös aufgerichteten Zeitphasen als Begleiterin verbunden ist.

... Die krampfhafte, fieberhafte Beschäftigung mit einer anderen Welt, die mit der empirischen nur lose zusammenhängt, ja, in einem gewissen feindsäligen Gegensatze zu ihr steht, der Kampf gegen die Phantome jener Welt, wechselnd mit der Hingabe an sie: sind Das nicht in besonderer Steigerung die Merkmale phantastischen Apperzipirens überhaupt und sind es nicht im Besonderen die Merkmale des auf dem Hysterisirungweg befindlichen phantastischen Apperzipirens?...

Man weiß nun, daß die zeitliche Lokalisation dieser Hysterien am Ende des Mittelalters von der Kirche dazu benutzt wird, um sie von ihrem Konto und vom Konto des mittelalterlichen Geistes überhaupt abzuwälzen: sie gerade als die Wehen des neuen und im kirchlichen Sinne natürlich verwerflichen Geistes darzustellen. Daran ist gewiß richtig, daß es in der That nicht die Blüthe, sondern die Krisis der lenksamen Seelenverfassung war, die zur Hysterisirung führte; zur Hysterisirung aber eben des Theiles der Menschheit, der gewaltsam in den Fesseln der Lenksamkeit erhalten werden sollte. Ein genau entsprechendes Bild zeigt uns, lassen wir den Blick zur Gegenwart schweifen, nun auch die proletarische Welt. Zwar müssen wir die Unfallshysterie aus der Verdrängung herleiten. Aber wir erkennen dabei, daß ein Komplex gebraucht wird, der die Verdrängung stabilisirt, indem er die Stelle des Verdrängten einnimmt: der Kampf um die Rente. Und daß dieser Komplex zur Hand ist, daß der Unfallskranke sich gleichsam in ihn verbeißen kann wie der mittelalterliche Mensch in seine religiösen Phantasmen: Das wird doch wesentlich den Unzulänglichkeiten der Lebensmöglichkeit verdankt, den Hemmungen und Dämmungen, die einer Ueberwindung der Lenksamkeitphase sich entgegenstellen. Die setzen sich nun nicht nur aus den Unvollkommenheiten der sozialpolitischen Gesetzgebung zusammen, sondern an ihnen hat der den Arbeiterseelen dogmatisch eingehämmerte marxische Glaube

selbst seinen gerüttelten Antheil. Zeitungsweisheit hat die Unduldsamkeit der Priester dieses Glaubens schon oft mit der katholischen verglichen; hinter der boshaften Parallele steckt aber in der That eine tiefere Wahrheit, als die Vergleichenden wohl selbst sich bewußt waren. Denn was der Marxismus, so gut wie der Katholizismus, ins Leben einführten, Das ist der unbedingte Glaube an eine andere Welt, eine vollkommene, ist die unbedingte Verwerfung dieser gegenwärtigen Welt, ist also der Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Phantasma, der mit dem fanatischen Tragiren der phantastischen Rolle wider die Forderungen der Wirklichkeit endet. Man wende nicht ein, daß die Erfahrung von einer eigentlichen Massenhysterie unserer Tage nichts wisse. Es liegt in zeitlichen Unterschieden, wenn die theatralische Inszenirung zu fehlen scheint, daran eben, daß ja auch die Proles unter der Herrschaft der subjektivistischen Kultur lebt, die solchen Entfaltungen nicht mehr den Boden leiht, wie das Mittelalter; es liegt auch daran, daß die Massenhysterie unserer Zeit eine Männerhysterie ist, aus sehr einleuchtenden Gründen, eben weil der wirthschaftpsychische Charakter, der ihr eignet, ihre diese Lokalisation anweist, die ihr natürlich die äußere Exzessivität der weiblichen Hysterie abgehen läßt. Daß sie aber da ist, sammt allen Symptomen der mittelalterlichen Massenhysterie, sammt fanatischer Absperrung gegen reale Einwirkungen, Ansteckung und endemischem Hervorbrechen: darüber läßt die Thätigkeit der Versicherunganstalten keinen Zweifel.

Die Massenhysterie des Mittelalters ist heute verschwunden, wo das Mittelalter wahrhaft überwunden worden ist; wir sehen nur noch ihre Fragmente, wo die Fragmente des Mittelalters fortleben, also im Reich der Sexualpädagogik etwa. Und in dieser Art der Heilung liegt die einzige Möglichkeit einer planmäßigen psychologischen Bekämpfung der Hysterie... Darf ich versuchen, von diesem Standpunkt aus die Prognose der Hysterie zu umschreiben? Es ist selbstverständlich, daß auch diese Erkrankung niemals verschwinden wird. Neurasthenie hat es zu allen Zeiten gegeben, giebt es heute in allen Klassen; und doch bleibt die Wahrheit bestehen, daß sie die historische Krankheit des modernen Bürgerthumes sei. Genau so war immer, ist überall Hysterie zu finden; und dennoch bleibt sie die Zeitkrankheit des mittelalterlichen Bürgerthumes und die historische Kinderkrankheit des modernen Proletariates. Natürlich: gleich jeder Grenze, ist auch die von der reaktiven zur produktiven Abnormität fließend. Es gab — ich trete darin dem von Lamprecht ausgesprochenen Satz uneingeschränkt bei — zu allen Zeiten Reizsame, die nervös werden mußten; und ich füge hinzu: Es gab eben so Lenksame, die hysterisch werden mußten. Das heißt: Nervensysteme oder Psychen, wie man es nun ansehen will, in deren abnormer Anlage schon die frühesten Lebensreize Neurasthenisirung oder Hysterisirung auslösten. Aber sie bilden, heute wie immer, durchaus nur eine kleine Minderheit. Für die überwältigende Mehrzahl dieser Abnormen ist es der geschichtliche Boden ihrer Zeit, der sie überhaupt erst abnormisirt oder mindestens einer zu allem Möglichen biegsamen Abnormität die bestimmte, nervöse oder hysterische Pfeilrichtung giebt.

Dann aber ist sicher, daß wir uns von der Hysterie entfernen, eben weil wir die geschichtlichen Bedingungen hinter uns lassen, unter denen Hysterie zu werden pflegt. Denn mögen wir nun auch einer Zeit stärkerer Gebundenheit entgegenschreiten, woran wohl kaum ein Zweifel sein kann: so wird doch diese neue

Gebundenheit nicht etwa nur eine Rückwärtsdrehung zur Lenksamkeit hin bedeuten. Die Ergebnisse des reizsamen Zeitalters sind ja für die psychische Entwickelung nicht verloren, sondern sie bieten gerade die Bausteine, mit denen das neue Haus einer mehr gebundenen Kultur errichtet werden soll. Und wenn es der genossenschaftliche Geist ist (wie es vorläufig einmal genannt sein mag), der die kommenden Bindungen durchdringt, so liegt darin gerade das besondere Merkmal der neuen, reizsam getauften geschichtlichen Synthese, unter völliger Abkehr von den Kennzeichen der lenksamen Bindung. Gerade was am Stärksten seinem ganzen Wesen nach die Tendenzen zur phantastischen Apperzeption hin trägt: Kunst und Religion, gerade sie, in ihrer Krisis von heute, verleugnen die tiefeingeprägten Spuren des Subjektivismus an keiner Stelle. Hinter den können wir nicht zurück. Lokalisirte Lenksamkeit und Massenhysterie gab und giebt es wohl noch einmal im modernen Proletariat; aber jeder Blick zeigt, wie weit sie an großartiger Kraft hinter ihrer mittelalterlichen Schwester zurückbleibt.

Die geschichtliche Betrachtung kann nun einmal am Lebendigen nicht vorüber. Und ihr Blick fällt nothwendig auf Vorgänge unserer Tage, die für die historische Ueberwindung der Lenksamkeit und damit der Hysterie von eingreifender Bedeutung werden können. Eben reißt das letzte Land der westeuropäischen Kultur, reißt Frankreich sich aus den unnatürlichen lenksamen Fesseln der grandiosen mittelalterlichen Macht, die heute noch lebt, los; und sicher hat diese Emanzipation zuerst die Lösung der Erziehung eingeleitet. Sollte dem deutschen Volk, aus dem einst der neue Seelenzustand des Individualismus mit der endgiltig das Mittelalter brechenden Gewalt hervorging, die Erkenntniß verloren sein, daß die Erziehung es ist, die immer noch mittelalterliche Eierschalen mit sich schleppt, und daß sie von ihnen befreit werden muß, wenn die pathologischen Konsequenzen solchen Erbes getilgt werden sollen? Dann thäte es gerade den Schritt zurück, den Frankreich heute vorwärts thut. Die Erziehung ist der psychische Herd, auf dem heute noch immer Hysterie in einer Ausbreitung gezüchtet wird, die aus dem geschichtlichen Geist unserer Zeit längst nicht mehr begriffen werden kann; und die Reinigung dieses Feldes von allen hysterisirenden Keimen sollte die erste Aufgabe einer klarsichtigen Kulturpolitik unserer Tage sein.

Was dann an Hysterie bleiben wird, gehört restlos den besonderen Bemühungen ärztlicher Kunst. Es wird Privatsache sein. Aber noch ist diese bessere Zukunft nicht erreicht; und eine Psychologie der Hysterie wird an ihrem Ausgang mit Nachdruck dahin zu weisen haben, wo noch immer viel zu viel Hysterie, historisch verankert, sich breit macht: auf das schwer faßbare und doch höchst lebendige Ganze, das die Synthese aller interindividuellen seelischen Beziehungen darstellt, auf die Volksseele. In ihrem Werden ist Hysterie geworden; von ihrem Werden allein kann Hysterie überwunden werden. Hier aber mündet das theoretische Problem der Hysterie ins praktische. Psychologie wird Pädagogik, Historie Politik; und weiter als bis zu dieser Schwelle hat der Forscher das Kind seiner Sorge nicht zu begleiten.

Karlsruhe. Dr. Willy Hellpach.



# Gesunde Frauen.

Der Niedergang einer Menschenrasse vollzieht sich, sobald sie aus der Zoologie herausfällt und auf den von der Wissenschaft ihr verliehenen Ehrentitel der Säugethiere nicht länger Anspruch machen kann. Auch die Kulturnationen, ja, gerade sie, bedürfen zur Landesvertheidigung robuster Vollmenschen; sonst fristet sich die Behauptungmöglichkeit allenfalls nur noch von der gleichen Entartung heruntergekommener Nachbarn. Ist uns Deutschen dieses Mene Tekel bereits an die Thür geschrieben worden? Ich will zunächst weder Ja noch Nein sagen und lediglich ein paar Thatsachen sprechen lassen. Im Jahr 1902, dessen Statistik jetzt vorliegt, hat zum ersten Mal seit Jahrzehnten die absolute Zahl der Geburten im Reich einen Rückschritt gezeigt, statt anzuwachsen, wie sie sollte. Sie war allmählich bis auf 2 097 838 im Jahre 1901 gestiegen und betrug 1902 nur noch 2 089 513. Ein Jahr darauf (1903) hatte Berlin mit 49 511 Geburten nicht nur absolut fast 2000 weniger als im Vorjahr, sondern auch prozentual die niedrigste Geburtenziffer seit hundertunddreißig Jahren. In großen Städten schwanken diese Verhältnisse aus allerlei sozialen Gründen in weiteren Grenzen als der allgemeine Landesdurchschnitt. Wenn aber in Berlin auf 1000 Einwohner nur 25 bis 26 Neugeborene kommen, während im gesammten Deutschen Reich die Ziffer immer noch etwa 36 beträgt — im Jahr 1876 betrug sie über 42 —, so stimmen solche Rückgänge doch sehr bedenklich.

An wem liegt die Schuld? Für die Männer haben wir einen Gradmesser an der Militärtauglichkeit. Ihre Ziffern sind im Allgemeinen außerordentlich günstig. Ostpreußen und Elsaß liefern auf 100 Gestellungpflichtige etwa 60 Taugliche; Berlin, das freilich weniger vom Eigenwuchs als von der Zuwanderung zehrt, immer noch etwa 40; nur gewisse Weber- und sonstige Industriebezirke mit Inzucht und endemischer Lungenschwindsucht sinken auf 20 oder weniger. Der Gesammtdurchschnitt mit etwa 50 Prozent im Deutschen Reich beweist aber, wie auch der bloße Augenschein, daß die nothwendigen Eigenschaften für den Fortbestand unserer Nation bei den deutschen Männern ausreichend vorhanden sind. Sie werden kräftiger geboren und nicht annähernd so unvernünftig gekleidet; sie thun viel mehr für ihre Muskulatur als die Frauen. Für die Frauen gibt es dagegen eine höchst ungünstige Ziffer in der enormen Kindersterblichkeit. Sie verschlang in gewissen Großstädten, wie Stettin, vor Kurzem noch fast die Hälfte aller Neugeborenen. War jemals ein Molochdienst gefräßiger? Während im Allgemeinen die sinkende Sterblichkeit einen erfreulichen Beweis für die Sauberkeit und Seuchenfreiheit der deutschen Kultur bildet, fallen im Reich von rund zwei Millionen Geborener etwa 470 000 im ersten Jahr schon wieder als taube Blüthen

ab. Selbst Frankreich, auf das wir „urwüchsigen“ Germanen so gern stolz herabsehen, verliert nur 15 Prozent seiner Neugeborenen im ersten Jahr; Deutschland 23,6 im Durchschnitt. Davon, daß es hierbei sich um eine physiologische Nothwendigkeit handle, kann gar keine Rede sein; im Gegentheil sollte das erste Lebensjahr eine besonders niedrige Sterblichkeitziffer haben, wie schon ein Blick auf solche Länder beweist, deren Frauen noch zu den Vollmenschen gehören und ihre Kinder an die Brust nehmen. Irland, Schottland, Schweden und Norwegen verlieren nicht, wie wir, 236, sondern etwa 10 Kinder von 1000 im ersten Jahr. Dort ist die Mutterbrust noch ein Schutzhafen; in Deutschland lauert auf das Neugeborene schlimmere Gefahr, als ein Feldzug sie den Erwachsenen androht. Versicherungsgesellschaften, die ein deutsches „Milchkind“ aufnehmen sollen, dürften sich zehnmal besinnen und für das erste Jahr eine „Kriegsprämie“ erheben, die dem halben Werth der Police nah käme, unsere Säuglinge aber, wenn sie schon reden könnten, beim Auftreten in der deutschen Welt einander zurufen, wie die Gardelieutenants beim Sturm auf Saint Privat: „Herr Kam'rad, jetzt gehts in die Knochenmühle!“

In den Vereinen zur „Bekämpfung“ dieses Uebelstandes drehte sich bisher Alles um die Bazillen der Kuhmilch, um Kühl- und Kochapparate, um Ersatz für das Unersetzbare. Daß es nur eine wirksame Abhilfe gibt, die Stärkung der Tüchtigkeit deutscher Mütter, ward bisher kaum erwähnt. Professor Behring, als er auf der Naturforscherversammlung in Kassel die Kindersterblichkeit in Irland, Schottland, Schweden „fünfzigmal geringer als in Stettin“ nannte und die künstliche Ernährung, in welcher Gestalt immer, als Hauptquelle des Uebels denunzirte, hat scheinbar nicht überzeugt. Gerade unsere Damen halten die Fiktion, daß es auch ohne Mutterbrust für den Säugling „einwandfreie“ Nahrung gebe, mit verdächtigem Eigensinn aufrecht und beginnen die „Belehrung der Mütter“ mit einer gröblichen Täuschung. So muß man wiederholen: Muttermilch wird nicht sauer; man braucht sie nicht umständlich aufzukochen oder gar zu „sterilisiren“; sie enthält gewisse Schutzstoffe, die das Blut und den Darm der Kleinen gegen Schädigung sichern; ihr Eiweiß gerinnt in zarten, leichter verdaulichen Flocken als jede andere Milch; sie kostet kein Geld. All diese Vorzüge sind so groß, daß Aerzte und Nationalökonomen darauf erpicht sein müßten, sie dem deutschen Volk dauernd zu erhalten oder, wenn verloren, wiederzuverschaffen. Aber die Kirche des Weibes [illegible] „entwickelt“; seitdem hat man für diese triviale Aufgabe keine rechte Zeit. Die Kuh ward als deutsche Amme endgiltig eingesetzt. Ist es da ein Wunder, wenn jährlich Hunderttausende deutscher Kinder, die erwarten durften, als ordentliche Menschen ernährt zu werden, denen man aber durch ungezählte Flaschen klar machen will, daß sie eigentlich unter die Kälber gehörten, sich nach ausgiebiger Vollkleisterung ihrer

jugendlichen Därmchen mit unverdaulichem Kuhkäsestoff und nach schmerzhaften Brechdurchfällen angewidert aus der ungastlichen Gesellschaft ihrer Frau Mutter ins Jenseits zurückziehen? Das Zahlenverhältniß wird noch viel ungünstiger, als es auf den ersten Blick erscheint, wenn man die Flaschenkinder für sich betrachtet. Rechnen wir von unseren zwei Millionen Neugeborener — leider wohl viel zu hoch — eine Million als auf natürlichem Wege großgezogen, ihre Sterblichkeit also nicht größer als die entsprechende in Irland und den anderen drei genannten Ländern, wo es fast nur Brustkinder gibt, so kämen auf sie 10 000 Sterbefälle im Jahr. Die übrigen 460 000 (von den 470 000, die wir alljährlich verlieren) entfielen dann auf die zweite Million, die zunächst — bis es nicht weiter geht — mit Kuhmilch verpflegt wird. Man sieht jetzt, daß auch außerhalb Stettins beinahe das zweite Kind seinem Schicksal erliegt: die Flasche, nach der es so begierig fingert, wird in 46 Fällen von 100 zur Giftflasche und gerade die Mutter mit der hochentwickelten Psyche hinter dem untauglich gewordenen Busen reicht ihrem Kleinen den Tod.

Erstaunlich ist, daß die größere Hälfte der Flaschenkinder überhaupt davonkommt. Oft freilich nach schweren Krisen und Aengsten. Den Kindern, die gedeihen sollen, muß es gerade im ersten Lebensjahr ungeheuer wohl sein; nun höre man das allnächtliche Gewimmer aus deutschen Wiegen, wo mit angezogenen Beinchen die Kleinen in ihren Verdauungsqualen sich winden, wo jeder neue „Schoppen“ die Pein vermehrt, die Gefahr steigert. Die es durchhalten, werden ja dennoch nie so kräftig wie richtige „Brustkinder“, bleiben anfällig und neigen zur Nervenschwäche. Behring behauptet, daß auch die ganze Anlage zur Tuberkulose auf Darmstörungen im Säuglingsalter zurückzuführen sei. So gern wir den ehrwürdigen Matronen, die ihre Kinder selbst stillen, als unseren eigentlichen Landesmüttern Altäre bauen möchten —: wie oft muß das begonnene Nährgeschäft nach vier, sechs Wochen aufgegeben werden, weil Stiche zwischen den Schulterblättern und Uebelbefinden die Untüchtigkeit zu der übernommenen Aufgabe signalisiren! Sind die Mütter nicht bedauernswerth, die gern und liebevoll ihre Pflicht erfüllen möchten, aber nicht mehr dazu im Stande sind? Sagen die Frauen einander noch, daß das Stillen eines Säuglings eine feinere Wollust bedeutet als der Umgang mit dem doch nur geduldeten Versorger? Nicht mehr, wenn frühe Bleichsucht und Magenschwäche den Organismus bereits zerrüttet hatten; denn leider werden Flaschenkinder wohl immer wieder nur Flaschenkinder in die Welt setzen. Manche Mütter haben reichlich Milch, aber die Kinder verhungern dabei, die Nahrung muß gewechselt werden; andere ziehen einen Säugling auf und sind fortan erschöpft. Auch in den Bauerndörfern findet der Arzt überall schon in den Wiegen die Kinderflasche, mindestens zur Aushilfe; auch auf dem Lande,

abgesehen von polnischen Gegenden, steht es also mit den deutschen „Weibchen“ faul. Was soll nun geschehen?

Schon ist in der Männerwelt das Bedürfniß entstanden, sich Rechenschaft davon abzulegen, ob der Frauenkörper überhaupt noch Musterexemplare aufweist. Aber wären die Preisrichter, die — mit besonderem Eifer in Wien — diese Musterung besorgten, doch nur gewesen, was man ihnen mit ärgerlichem Beiklang nachsagte: Fleischbeschauer! Darin eben liegt ja der fundamentale Unterschied: daß die deutschen Männer bei der Gestellungpflicht von beamteten Aerzten und Sachverständigen auf „Tauglichkeit“ geprüft werden und auch bei den höchst verdienstvollen, unter der Aegide von Reinhold Begas veranstalteten Konkurrenzen im berliner Freiluftbad nackte, unzugerichtete Zeitgenossen vor das Richterauge hintraten, während unsere Frauen nur noch nach Dem beurtheilt werden und einander beurtheilen, was ihre Schneider und Schneiderinnen aus ihnen machen. Deshalb waren alle bisherigen weiblichen Schönheitkonkurrenzen in hygienischer Beziehung unnütz. Die Preisrichter sahen nicht die Wirklichkeit, sondern meist nur eine Vortäuschung. Ich betone ausdrücklich, daß ich nicht etwa hierin eine Radikaländerung wünsche. Uns fehlt für eine solche Schaustellung durchaus die griechische Naivetät und wir haben, ganz ohne Verletzung irgend welcher Schamhaftigkeit, zur Prüfung körperlicher Tüchtigkeit bei unseren Mädchen bessere Mittel. Was ich anfechten will, ist, daß die bisherigen Schönheitkonkurrenzen — abgesehen von der Unreellität — darunter litten, daß sie ihr Ideal einem verbildeten männlichen Geschmack entnahmen und eigentlich nichts weiter waren als Schnürkonkurrenzen.

Wirf das Heft nicht gleich weg, tadellos geschnürte Leserin; keine Predigt gegen das Korset soll Dir zugemuthet werden; dieser Feldzug ist von uns Männern verloren worden. Die Rufer im Streit, die vor zehn Jahren auszogen, den Drachen zu töten, der die weibliche Gesundheit frißt, haben sich viel zu weit vorgewagt. Wie sollten denn erwachsene junge Mädchen jemals auf den Gedanken kommen, das Schnüren zu lassen, so lange von 100 heirathlustigen Männern 99 den verstümmelten weiblichen Brustkorb schön finden? Es giebt, schlecht gerechnet, in Deutschland 9 Millionen verheiratheter Frauen und $2^1/_4$ Millionen verheirathet gewesener. Diesen 11000000 Geehelichter stehen ganze 11 neugebackene Aerztinnen aus dem letzten Studienjahr gegenüber. Die Ehe ist also, verglichen mit sämmtlichen anderen weiblichen Lebensversorgungen, von solcher Wichtigkeit, daß Grete ja toll sein müßte, wenn sie gerade in dem entscheidenden Winter, da sie der geschnürten Frieda den Hans wegschnappen soll, das Korset aufgeben wollte. Hans schwärmt ja für den „Schneid“; er sieht in der Sanduhrform, in zusammengequetschten Lungen, in einer schief gekippten Leber, in Eingeweiden, die beinahe zum Becken hinausgepreßt werden, ein hehres Ideal. Durch die Schleppe vollends erscheint

seine kleine Freundin „stattlicher". Schlimm aber wird der Unfug immer erst, wenn über so und so vielen Unterkleidern ein langer schwerer Wollrock geschleppt und die ganze Last erbarmungslos in die nachgiebige Weiche eingeschnürt, recht eigentlich an Leber, Darm, Nieren und Magen aufgehängt wird. Zweierlei gilt es daher zu reformiren: den Geschmack der Männer, die nicht Schneider sind, und ganz besonders die Schneider selbst.

Man muß sich doch eingestehen, daß die Schneiderinnen das Heft in der Hand, ihre Kundschaft fest am Bändel, an der Hygiene jedoch nicht das mindeste Interesse haben. Die Hygiene dürfte ihnen vielmehr in tiefster Seele zuwider sein, weil sie geflissentlich, ihren eigenen Gesetzen folgend, die Zirkel der Mode stören will. Was hilft es, wenn ein paar gescheite und wohlmeinende Frauen wirklich zu ihrer Modistin gehen und sich einen kurzen Rock bestellen? Man muß das Achselzucken, das überlegene Lächeln, den giftigen Blick miterlebt haben. Denn kurze Röcke brauchen weder so viel Stoff noch so viel Schneiderei wie längere. Darum wird bei scheinbarem Nachgeben um so verbissener ein passiver Widerstand geleistet. Eine geistreiche Freundin schrieb mir erst kürzlich: „Diese Weiber müssen einen Trick haben, so daß die kurzen Röcke, die man bei ihnen machen läßt, schließlich immer wieder länger werden als die langen, die man schon besaß." Das heißt auf Deutsch: wie das riesenhafte Kapital, das in unseren Bierbrauereien angelegt ist, gebieterisch darauf hindrängt, daß schon zweijährige Kinder zu Biertrinkern erzogen und womöglich Tertianer schon als bekannte Massenvertilger vom Agenten zu Weihnachten mit einer goldenen Uhr prämiirt werden — zur Nacheiferung —, so verlangen unsere Tuchfabriken, daß auch in heißen Sommern möglichst viel Tuchstoffe getragen, daß kleinen Mädchen schon lange Tuchröcke aufgehängt und das weibliche Skelet rücksichtlos durch schwere Schleppkleider ruinirt wird, wenn nur der „Umsatz" steigt. Hier liegt die große, objektive, lange nicht genug gewürdigte Hemmung für hygienischen Fortschritt. Man gehe nur einmal auf die Ausstellung von weiblichen Reform-Kostümen; man wird als einzige Tendenz herausfinden: „Durch welchen neuen Schwindel können den Frauen wollene Schleppkleider erhalten bleiben?" „Hygienisch" war eine Weile lang Mode; damit war sein Untergang besiegelt. Von der Mode, die, gleich dem Kronos, ihre eigenen Kinder frißt, ist es wieder verschlungen worden.

Nein: niemals können die Frauen, so durchaus auf den schönen Schein gestellt, plötzlich um der Gesundheit willen aufhören, sich zu schnüren, wenn sie doch festsitzende Ideen über Putz haben und von ihren Schneidern darin bestärkt werden. „Lieber aus der Welt als aus der Mode." So meinte wer? Phyllis in Baden-Baden? Nein, eine alte Förstersfrau in Ostpreußen. Man dürfte auch ruhig jeder ausgewachsenen, männlichen oder weiblichen

Person in Deutschland freistellen, sich auf ihre besondere Weise zu ruiniren, wäre die Jugend nur nicht, die schuldlos um ihr höchstes Lebensglück, frische Säfte in starken Organen, schon betrogene oder noch zu betrügende, gedankenlos und roh vom alten Schlendrian eingestampfte weibliche deutsche Jugend.

Welcher Genuß, ein elastisches Mädchen sich bewegen zu sehen, das, nicht schon erdrückt von schweren Kleidergewichten, unbehinderte Herrin ihrer Gliedmaßen ist! Manche giebt es noch; aber auch andere, die selbst in Lebensgefahr nicht laufen könnten, sondern höchstens noch schreien. Wie konnte Das kommen? Es kam, weil in den Schulen die Ansprüche an körperliche Leistung zu gering waren, die bisherigen Ansprüche an mühsälig eingetrichterten Wissenskram das Uebel erst recht verschlimmerten. Darum regte sich in hygienisch denkenden Männern leise die Hoffnung, als bekannt wurde, daß in Berlin Frauen um die Wette laufen sollten. Man hatte sich also endlich entschlossen, auf die allein rationelle Weise nachzuprüfen, ob die deutschen Mädchen überhaupt noch gewisse körperliche Tugenden besäßen. Die Aufnahme, die der Gedanke fand, und die Art seiner Ausführung konnten gar nicht charakteristischer sein. Im treptower Sportpark, in einer „Radrennbahn zweiter Güte" versammelten sich am Tage der Himmelfahrt etwa 140 berliner Mädel, meist Fabrikarbeiterinnen die zu Vorbereitungen, zum training wenig Zeit gehabt hatten. In zehn Vorläufen, um die Spreu vom Weizen zu sondern, ging es über 400 Meter. „Wer hundert Meter nicht in elf Sekunden läuft, ist überhaupt kein rechter Kerl", sagt man in England. Ein leidlich geschulter Läufer macht die vierhundert Meter in etwa einer Minute. Diese Anstrengung war aber für die meisten Mädchen schon zu groß; sie landeten total erschöpft und zerzaust am Ziel; Eine brach ohnmächtig zusammen und mußte fortgetragen werden; eine Einzige von siebzehn Jahren schien wirklich leistungsfähig zu sein und blieb auch im Endlauf über 500 Meter ohne Mühe Siegerin.

Wie wurde dieser Versuch beurtheilt und wie verhielt sich die Presse? So viel ich weiß, hat sich keine Stimme erhoben, um für die Gunst des Augenblickes die öffentliche Theilnahme zu wecken. Wenn man die Sache richtig anfaßte, konnte Etwas entstehen, das der Prüfung unserer jungen Männer auf Militärtauglichkeit annähernd entsprach. Statt für das erste Mal Geduld zu üben und mit dem Versuch zufrieden zu sein, behandelte man ihn als bloßen Ulk. Die jungen Mädel, die belobt und ermutigt werden mußten, weil ihnen eine sportliche Aufgabe noch als lockend erschien, wurden verhöhnt und unzart aufs „Danzen" zurückverwiesen. Das Publikum blieb gleichgiltig. Als am zehnten Juli der Wettlauf wiederholt wurde und außerdem die bekannten pariser „Midinettes" auftraten — und von den Berlinerinnen leicht geschlagen wurden —, sprach man kaum noch von der Sache und die Reporter beschränkten sich auf einen kurzen Bericht.

Ja, wenn es sich um deutsche Pferde gehandelt hätte! Da sind sofort Hunderttausende zur Stiftung von Preisen flüssig. Aber für „Laufmädel"? Wozu solche Eile? Es genügt ja, wenn sie krebsen! Tüchtigkeit, Kraft, Rasse? Wir haben ja Kufekes Kindermehl! Krumme Kniee, schlechtes Gangwerk? Es giebt ja lange Kleider, um die ganze Misere zu verbergen! Magerkeit? Es giebt ja Einlagen! Hängende Formen? Es giebt ja Korsets! Ein mir befreundeter Bildhauer pflegte freilich schon vor Jahrzehnten auf die Frage: „Nicht wahr, ein hübsches Mädchen?" ernsthaft zu erwidern: „Kann ich Das wissen?" Andere Leute sind aber damit gestraft, durch moderne Zurichtungen hindurchzusehen, und wenn Phyllis keuchend vor Athemnoth in ihrer Schnürung, doch strahlend im Glanz vermeintlicher Unerforschbarkeit vor ihnen sitzt, den Busen hochgepreßt, so daß auch der Hals eine gewisse Rundung wiedergewinnt, ergänzen sie sich die blutrünstige, faltig braun und blau gepreßte Weiche dazu, in der die Zirkulation völlig stockt, die welke Rücken- und Lendenmuskulatur, der seit der Kindheit keine Aufgabe mehr gestellt wurde, innen aber die wie Kraut und Rüben durcheinander geschobenen, mißhandelten Organe.

Eins nur könnte eine gesündere, dem Zweck gemäße Tracht erzwingen: die Funktion; gerade diese Funktion jedoch ist der großen Allgemeinheit unserer körperlich versimpelten deutschen Damen zuwider. Sie schnüren sich und tragen Schleppkleider, weil zum Herumschleichen auf Promenaden und zum Herumsitzen an Kaffeetischen Schleppen und Korset völlig ausreichen. Das Glied, das in der Kaffeeschlacht hauptsächlich funktionirt, ist noch niemals eingeschnürt worden. Man biete einer Bäuerin, die Kartoffeln ausnimmt, ein Schleppkleid an; sie wird eine Antwort darauf geben. Auf dem Dorf schnüren sie sich noch nicht; noch schürzen sie sich, wenn sie zur Stadt gehen; aber das böse Beispiel, das die gebildeten Stände geben, wenn sie vierzehnjährigen Mädchen lange Röcke anhängen und die jungen Beine zur Schwerfälligkeit verurtheilen, dringt vom Stadt- ins Landvolk, sammt der Blutarmuth, dem Sozleth und dem übrigen rassemörderischen Kultursegen.

Was vermöchte nun unsere eingefaulten Fräulein zum Laufen und damit zu leichter, fußfreier Bekleidung zu bringen? Als Peter der Große sah, daß seine Russen in ihrem bis auf die Füße reichenden Kaftan eine am Fortkommen behinderte, darum träge, arbeitscheue Nation seien, ließ er von Staats wegen die männlichen Schleppen abschneiden. Seitdem erst ist in den Russen ungefähr so viel Aktivität wie in den Westeuropäern, sind sie mit uns konkurrenzfähig geworden. Auch bei uns in Deutschland giebt es Einen, der Schleppen absäbelt, doch leider ist er kein Zar; er wird nur geduldet und von vielen Seiten immer wieder erbittert angefeindet: er heißt Sport. Wo er als Radsport auftrat, sah man seit Jahrzehnten zum ersten

Mal wieder weibliche Beine bei Tageslicht in der Oeffentlichkeit. Der Anblick war ja im berliner Thiergarten nicht immer appetitlich; manchmal aber sehr. Leider hat der Radsport für junge Mädchen gewisse Schattenseiten, er ist nicht schlechtweg empfehlenswerth und von vorsichtigen Eltern, die auf die Unberührtheit ihrer Töchter halten, still wieder abgeschafft worden. Seine Erbschaft sollte Tennis antreten; alljährlich kaufen sich viele Zehntausende junger deutscher Mädchen Racket und Tennisschuhe, doch da wird „Sport“ genannt, was höchstens auf gut Wienerisch „Ballschupferei“ zu heißen verdiente. Die wenigen Mädchen, die sachliches Interesse und Freude am Vorwärtskommen haben, sind fast an den Fingern herzuzählen; ihre Namen stehen ja gedruckt im Tennis-Jahrbuch. Auch ihnen fehlt das Netzspiel fast völlig; denn um zeitig ans Netz zu gelangen, muß man flink sein, was unsere Mädchen eben fast nirgends mehr sind. Eine Pfälzerin, die ich fragte, weshalb sie Tennis aufgegeben habe, antwortete kurz und gut: „I mag net springe.“ „Springen“ sagen die Süddeutschen bekanntlich für unser „Laufen“. Das Problem bleibt: Wie bringt man junge Damen zum Springen?

Setzt Preise für sie aus, nicht hundertfünfzig Mark, wie in Treptow, sondern dreitausend, damit sich ein gesundes deutsches Mädchen aus dem Mittelstand eine kleine Mitgift erlaufen kann. Dann wird sich die Sache schon entwickeln. Das Laufen wird sich lernen, das Kostüm ebenfalls. Und die „Höheren Töchter“ werden zunächst unwillig davon hören, weil sie eine Anstrengung für sich vorauswittern, dann beklommen einmal zusehen — wie schwer wars, die ersten Damen für das Tennis-Turnier zu gewinnen! — und schließlich zu laufen anfangen. Erst wenn es wieder ehrenvoll ist, körperliche Gewandtheit zu beweisen (und außerdem auch noch erhebliche Vortheile bringt), können die dazu nöthigen freieren und leichteren Kleider an Achtung gewinnen. Natürlich werden die Leistungen anfangs miserabel sein, weil bei den tief gesunkenen Ansprüchen an die körperliche Tüchtigkeit der Frauen und dem landesüblichen Betrug selbst die Mädchen, die gern laufen möchten, nicht die Fähigkeit dazu haben werden. Aber auch unsere Gelehrten, die in Rom doch die berühmte vatikanische Wettläuferin bewundert haben, wie sie antritt in ihrem Kleidchen, das die halben Oberschenkel und die rechte Brust freiläßt, — auch sie sollten sich die Frage vorlegen, ob die selben körperlichen Gewohnheiten, die eine der kräftigsten und graziösesten Rassen der Welt herstellen halfen, nicht am Ende auch für Deutschland höchst vortheilhaft wären.

Lahr. Dr. Robert Hessen.



# Selbstanzeigen.

**Neue Garben.** Verlag von Albert Langen in München. Statt der Anzeige ein Gedicht:

### Der Trost.

Oft denk' ich mir in Stunden der Verzweiflung,
Mit siechen Blicken meine Schmerzen messend:
Vor fünf-, vielleicht sechshundert Jahren litt
Ein Mensch wie Du das gleiche Leid der Seele,
Den gleichen Körperschmerz. Und da er litt,
Nahm er die Schmerzen sicherlich so ernst,
So wichtig, wie Du jetzt die Deinen nimmst,
Den Göttern fluchend und den Tod ersehnend.
Und wie Du jetzt, Dir selbst fast unbewußt,
Ein andrer Philoktet, den Himmel anklagst:
„Kein Mensch litt je so ungeheures Leid,
Warum Dies mir?“ so, mit der gleichen Stimme
Schrie, dessen später Widerhall Du bist,
Schrie Jener vor fünfhundert Jahren auch;
Und so, Dies sag' ich mir, bist Du ein Echo,
Bist Du ein Echo!
Aber bist auch Stimme
— So jauchzt es fast in mir —, Du bist auch Stimme,
Daß aber nach fünfhundert Jahren etwa
Ein Mensch in wilden Stunden der Verzweiflung
Sich tröften möge: Einer litt schon also
Und schrie zum Himmel und verfluchte sich!
Und Dir ward nur, so wichtig Du Dir scheinst,
Echo zu sein ... So träum' ich vor mich hin.
Philosophie? Ach nein! Nur Narrenweisheit,
Doch stark genug, in Stunden der Verzweiflung
Den Schmerz vom angemaßten Thron zu jagen,
Daß ich mit kaltem Blick ihn messen kann...

Prag. Hugo Salus.

**Flita.** Theosophischer Roman von Mabel Collins. Autorisirte Uebersetzung. Jugenheim, Suevia-Verlag. Gebunden 4,50 Mk.

Nichts für metaphysisch festgeleimte Christen oder aller Metaphysik abgestorbene Materialisten. Profanum vulgus arceo. Wer aber weiß, wie wenig wir wissen, wer über unser dreidimensionales Weltbild hinauszuahnen im Stande ist, wer auch nur das endlos weite Dunkel empfindet, von dem die bescheidene Leuchtkraft unseres Erkennens rings umdrängt wird, wer diese unbekannte Ferne — oder Nähe — sich durch großartig kühne metaphysische Poesie (die auch sehr wohl Wahrheit sein könnte) beleben zu lassen vermag: Der ist eingeladen.

Jugenheim. Erdmann G. Christaller.

**Menschenreform und Bodenreform.** Unter Zugrundelegung der Vererblunglehre Francis Galtons (Galton contra Malthus). Felix Dietrich, Leipzig. 1,50 Mark.

Alles, was mit dem Begriff „Rasse“ in Beziehung steht, hat heute eine Bedeutung gewonnen, von der man sich vor einem Jahrzehnt noch nichts träumen ließ. Die Rassenbiologie steht im Vordergrund des Interesses und Historiker wie Soziologen, Naturwissenschaftler wie Theologen und Philosophen streiten um diese neue, werdende wissenschaftliche Disziplin. Längst ist sie politisch ausgebeutet worden; und dieser Umstand hat eine ruhige und sachliche Erörterung bisher vereitelt und die Gewinnung bleibender Resultate aus dem Gewirr der Meinungen verhindert. Ein gewisser Niederschlag aus dem Für und Wider wird aber auf die Dauer nicht ausbleiben. Die Resultate aus dem ganzen Gährungprozeß dürfte am Klarsten der Ausdruck „Rassenhygiene“ bezeichnen, der Alles einbegreift, was an kräftigen, Zukunft verheißenden Instinkten und Triebkräften in einem Volk lebendig ist und fortgezüchtet zu werden verdient. Der englische Forscher Francis Galton war der Erste, der in seiner „Vereblunglehre“ (Eugenics) die Grundlagen und Gesetze einer Rassenhygiene in diesem Sinn darstellte. Der Einführung in diese Lehre und ihrem weiteren Ausbau in einer allen modernen Kulturverhältnissen Rechnung tragenden Rassenhygiene ist meine Schrift gewidmet. Die „Menschenreform“ (unter diesem Ausdruck ist der Inhalt des Begriffs „Rassenhygiene“ im Titel wiedergegeben) ist zur „Bodenreform“ in Beziehung gesetzt, als der Grundlage der sozialen Frage, von der aus eine Lösung mir am Ehesten möglich erscheint, um darzulegen, daß eine Reform die andere bedingt, daß keine ohne die andere an ein nützliches Ziel geführt werden kann. „Galton contra Malthus“ besagt, daß die malthusischen Versuche, die Volksvermehrung aufzuhalten, überall nur den gewöhnlicheren und brutaleren Naturen zu Gut kommt, die sich an den Malthusianismus nicht kehren, während die gewissenhafteren und feiner fühlenden, also die höher veranlagten Naturen, die seiner Lehre folgen, sich damit auf den Aussterbeetat bringen und Jenen das Feld zur Brutalisirung und Herunterzüchtung des Volkes überlassen. Die modernen sozialen Verhältnisse haben die Uebervölkerung wie ihr verhängnißvolles Gegengewicht im Malthusianismus gezeitigt; er hat die europäischen Völker in einen circulus vitiosus verstrickt, dem allein Galtons Lehre von der Wohlgeborenheit (Eugenics), der zuchtwählerischen Volksvermehrung mit Hilfe der vornehmen und feinsinnigen Naturen, sie wieder entreißen kann. Heinrich Driesmans.

**Vor der Katastrophe: Ein Blick ins Zarenreich.** Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. Frankfurt a. Main, Literarische Anstalt (Rüter & Loening). 3 Mark.

Journalistische Momentaufnahmen sollen mit dem Tage ihres Entstehens auch verschwinden. Daß ich mich dennoch entschlossen habe, meine russischen Skizzen und Interviews gesammelt herauszugeben, geschah aus einem bestimmten Grunde. Ich habe meine Studienreise durch die russischen Hauptstädte zu einer Zeit gemacht, als dort den Leuten der Mund überging. So konnte ich einen tieferen Blick in das Land der Räthsel thun, als sonst bei der Kürze der Zeit möglich

gewesen wäre. Aufklärung über die russischen Zustände ist aber von großer Wichtigkeit für uns Alle. Wenn ich nur ein Weniges dazu beitragen könnte, die in Folge der letzten Niederlagen entstandene Ansicht zu erschüttern, daß Rußland vor einer Revolution stehe, so wäre meine Arbeit schon belohnt. Keiner der zahlreichen hochgestellten, offenherzigen Russen, die ich gesprochen habe, glaubt an eine Revolution, noch gar an eine erfolgreiche. Das Martyrium der paar Tausend Kulturmenschen des Riesenreiches wird weiter dauern, eine kleine Hofclique wird regiren, die Beamtenschaft das Land brandschatzen, die Polizei unter den Gebildeten mit schonungsloser Faust aufräumen; aber das Volk wird sich nicht rühren, sondern sein Geschick wie ein Verhängniß hinnehmen. Nur Verzweiflungthaten werden, wie Giftblasen, aus dem Kampf der Lethargie hier und da aufsteigen. Aber der wirthschaftliche Zusammenbruch schien all meinen Gewährsmännern unausbleiblich. Den klassischen Satz, den ich so oft gehört habe: „Rußland wird den Coupon seiner Rente so lange zahlen, wie ihm das Ausland das Geld dazu borgt", kann ich nicht laut genug wiederholen.

Wien. Hugo Ganz.

Die Nachtigal von Wittenberg. Leipzig, Hermann Seemann. 2 Mark.

Aus den Briefen, die Strindberg im Herbst 1903, nach Vollendung des Lutherdramas, an seinen Uebersetzer Emil Schering richtete, seien hier ein paar Stellen mitgetheilt: „Gestern las ich das Lutherdrama wieder. Das gab mir Kraft und Licht! Das ist das Stärkste und Jüngste, was ich geschrieben habe. Keine Zweifel wie ‚Meister Olof', keine Skrupel, keine Weiber um den Hals, keine Eltern auf dem Weg, keine Kompromisse mit Freunden. Und so ist der historische, der Luther der Tradition. Ich wüßte nicht, wo ich mit den Traditionen gebrochen hätte. Ich habe Luther zum Deutschen gemacht, zum Waibling, gegenüber Rom, dem Welfen. Das ist die Stärke des Stückes. Und dadurch vermied ich die Theologie, die gefährlich und langweilig ist. Mein Luther ist so objektiv, weil ich selbst nicht Luthers und Huttens Entsetzen vor Rom theile, das damals berechtigt war. Ich habe nach D'Aubignés Geschichte der Reformation geschrieben und alle groben Worte sind Luthers eigene. Sogar die Szene, wo Luther den Mönch totschwatzt, ist nach der Geschichte; doch wars ein Magister, der vor Wuth den Schlag bekam, als Luther ihn in einer Disputation vernichtete. Die Sache mit der Syphilis ist so echte ‚Zeit' und Huttens flotte Auffassung ist so stilvoll, daß es schade wäre, sie zu streichen oder zu verwässern. Das Lutherdrama ist mein Lieblingsdrama! Auch weil es für mich etwas Erlebtes ist. Das ist Schönheit, Stärke, Freimüthigkeit und ein Glaube, der Berge versetzt! Mit Luther habe ich mich selbst und meinen Beruf wiedergefunden. Bald wird wieder Krieg hier! Das heißt: er dauert fort. Ich drehe meine neue Bogensehne, (bezieht sich auf den stockholmer Sittenroman ‚Die gothischen Zimmer'), da die alte nach 1884 von den Mäusen zernagt wurde; die haben sich nun in ihre Löcher zurückgezogen, die gefräßige Bande!... Ich habe heute abends wieder im Lutherdrama gelesen. Und ich liebe es wie mein jüngstes Kind aus meiner dritten Ehe, weil es mir die Jugend wiedergegeben hat.

Stockholm. August Strindberg."

# Die Zulassungstelle.

Unglaublich klangs und ist doch wahr gewesen: ein königlich preußisches Staatsinstitut, von dessen Leitern jeder einzelne sicher selbst die kleinste Auflehnung gegen das Gesetz streng bestraft sehen will, hat die Erfüllung einer legalen Pflicht verweigert; einer Pflicht, die sogar von Vernunft und Billigkeit empfohlen war. Welche Vorstellung mag man sich im Ausland von unserem einheimischen Anleihekredit gemacht haben, als man las, die Zulassung der preußischen Schatzanweisungen sei an der berliner Börse verweigert worden? Nur an diese verblüffende Thatsache hatte der ferner Stehende sich zu halten, der sich kaum darum kümmert, daß die Schuld diesmal bei den Antragstellern, nicht bei der ablehnenden Instanz zu suchen war. Wir im Lande wissen ja, daß eine nicht genug zu rühmende Geschicklichkeit gerade den unpassendsten Monat, den Oktober, als Zeitpunkt für die große Emission von Schatzanweisungen ausgewählt hatte und daß unser Preußenkonsortium — Gehorsam ist nicht nur des Christen Schmuck — diesen geheimräthlichen Fehler wieder in stummer Demuth mitzumachen bereit war. Dann wurde rasch der Diskontsatz um ein volles Prozent erhöht: und nun können die Zwischenhände geduldig abwarten, bis sie ihre neuen Packete loswerden. Die Kundschaft, die Schatzscheine kaufen möchte, hätte sonst ihre Bankverbindungen beauftragt, die Stücke einstweilen zu beziehen. Dieses Vorlegen des Betrages wird jetzt aber im Buch mit sechs Prozent berechnet. Das wirkt natürlich abschreckend. Für alle anderen Geschäfte freilich kann den Kommission-Firmen ein hoher Diskontsatz nur angenehm sein; man darf dann ja auch den Debitoren wieder höhere Zinsen ankreiden. Und da haben wir die zweite unglaubliche und doch wahre Thatsache: ganz besonders verschmitzt thuende Leute haben die Reichsbank gelobt, weil sie den Banken gleichsam den Brotkorb höher gehängt habe. Man soll sich nachgerade eben abgewöhnen, irgend Etwas für unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich zu halten.

Da für die offizielle Notiz der Schatzanweisungen gesorgt werden mußte, war es unvermeidlich, die Einführung bei der Zulassungstelle zu beantragen. Diese Aufgabe hatte die Seehandlung für die preußischen Papiere, die Reichsbank für die Reichsanweisungen übernommen; die Seehandlung sollte als Admiralsschiff stolz voransegeln. Die Zulassungstelle hat das Recht, beim Anblick aller anderen Prospekte so strenge Mienen zu zeigen wie die potsdamer Oberrechnungskammer; sobald es sich aber um Werthe des Deutschen Reiches und Preußens handelt, nützt ihr alle Schärfe und mißtrauische Strenge nichts mehr. Immerhin steht auch die Staats- und Reichsgewalt nicht über dem Gesetz; und so durften die Herren der Zulassungstelle es wohl zunächst als eine unbegreifliche Flüchtigkeit der Seehandlung ansehen, daß über den zuzulassenden Betrag der Schatzanweisungen jede Angabe fehlte. Unser Volk ist in diesen Dingen nicht ganz so lämmleinhaft sanft wie das französische, läßt an Geduld aber auch nicht viel zu wünschen übrig. Trotzdem bleibt — Das liegt in der Natur der Sache — selbst das beste Papier, dessen Menge absichtlich verschwiegen wird, unverkäuflich. Der Gegensatz zwischen einem Haus und einem Börsenwerth besteht eben darin, daß dieser beweglich, jenes unbeweglich ist. Für die Beweglichkeit sorgt der Tagespreis, der sich nach Angebot und Bedarf regulirt. Blieb nun der Betrag der neuen Schatzscheine unbe-

stimmt und unbekannt, dann waren die Möglichkeiten des Angebotes gar nicht zu übersehen und vernünftige Kursgestaltungen von vorn herein ausgeschlossen. Eigentlich müßte ich die Leser, denen ich dieses ABC des Börsenverkehres aufsage, um Entschuldigung bitten. Vielleicht aber brauche ichs nicht; denn wirkliche Direktoren, die doch im Geschäftsleben nicht Analphabeten sind, haben sich über die Sachlage getäuscht. War es Hochmuth, das Bewußtsein ihrer Gottähnlichkeit, das die Seehandlung zu diesem Schritte trieb? Oder wollte sie sich später die auffällige Anmeldung neuer Emissionen, die vielleicht schon bald kommen könnten, ersparen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls bleibt dieser wohlerwogene Irrthum auch aus rein technischen Gründen räthselhaft. Denn ohne Betragsangabe wären ja die Nummern der Stücke gar nicht bekannt zu machen und der Käufer könnte sich durch keine Kontrole vor Falsifikaten schützen. Fast sieht es so aus, als habe die Seehandlung, deren Präsident freilich ein intimer Freund des Finanzministers ist, in dieser Sache auf eigene Gefahr und Verantwortung gehandelt. Der Minister hat ja gegen sie entschieden, kann vorher also kaum um seine Meinung befragt worden sein. Wie es scheint, auch dann noch nicht, als die Börsenbehörde auf die schwere Unterlassungsünde hingewiesen und von deren Sühne die Einführung der Schatzscheine abhängig gemacht hatte. Die Seehandlung verweigerte rundweg irgend eine Angabe des Betrages und sagte damit im Grunde, ihr Handeln entstamme nicht einer Vergeßlichkeit, sondern der bewußten Absicht, sich in Gegensatz zu den Anleiheevorschriften des Börsengesetzes zu stellen.

Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Die Reichsbank war ganz der Meinung der Seehandlung, statt — was viel interessanter gewesen wäre — sich zu einer eigenen Auffassung zu bekennen. Sie feiert nun einen zweifelhaften Triumph in Köln, wo die Reichsschatzscheine zuerst eingeführt werden sollten. Da der Präsident Koch direkt unter dem Reichskanzler steht, wäre es recht nützlich gewesen, den Grafen Bülow, der selbst über Fragen der Philosophie und Dichtkunst stets ein fertiges Wort bereit hat, auch einmal in einer finanziellen Sache nach seiner Ansicht zu fragen. Herr Koch scheint dem Vorgesetzten die Beantwortung solcher Fragen nicht zugemuthet zu haben. In Köln war die Geschichte noch wunderlicher als in Berlin. An der Spree sündigten nur preußische Staatsbeamte, die allerdings über das Wesen der Börse unterrichtet sein sollten; am Rhein aber waren die Schuldigen praktische Bankiers. Dort hatten Oppenheim und der Schaaffhausensche Bankverein im Auftrag der Reichsbank und der Seehandlung die Zulassung beantragt und keinen Nominalbetrag angegeben. Die Firmeninhaber hätten durch Ablehnung des Auftrages ihren Manданten einen besseren Dienst geleistet. Weder die Herren Oppenheim noch die Direktoren von Schaaffhausen konnten, als erfahrene Bankmänner, zweifeln, daß der Zulassungantrag unvollständig war; warum hatten sie dann nicht den Muth ihrer Ueberzeugung? Ists denn überhaupt schon so weit gekommen, daß Muth dazu gehört, der Reichsbank und der Seehandlung ablehnenden Bescheid zu geben? Wenn Schaaffhausen etwa, als Verbündeter der Dresdener Bank, wegen der Hibernia-Thaten sein Gewissen belastet fühlte: Herr Möller hatte ja schon die Absolution ertheilt und der Landtag wird diesen Spruch vielleicht nicht aufheben. Die Freude, alle übrigen Banken ärgern zu können, wird die Majorität sich am Ende gern eine Million kosten lassen, die sie einer einzigen Bank gewährt.

Erst der Minister hat, wie ich schon erwähnte, die Weigerung der Seehandlung und der Reichsbank unwirksam gemacht und selbst der Handelskammer den Höchstbetrag der zuzulassenden Schatzscheine angegeben. Leider blieb den Schuldigen aber die völlige Niederlage erspart; denn eine andere Forderung der Zulassungstelle wurde von der Regierung abgewiesen. Diese Forderung ging freilich auch zu weit. Selbst bei ausländischen Anleihen kann man nicht einfach verlangen, daß später etwa mögliche Einführungen nun sofort in klaren Ziffern festgelegt werden. Sind über den Typus und die Ausgabesumme bindende Abmachungen mit dem Geld holenden Staat vorhanden, so werden sie in den Prospekt aufgenommen; fehlt dieser Vertragspunkt aber, so kann doch nur in den seltensten Fällen dadurch die eigentliche Einführung gehindert werden. „Die Förderung deutscher Ansiedlungen in Westpreußen und Posen" darf, gemäß den in drei Zwischenräumen bewilligten Summen, 350 Millionen kosten; die noch verfügbar gewesenen 248 Millionen werden also wahrscheinlich eher langsam als schnell flüssig gemacht. Doch von einer solchen hohen Wahrscheinlichkeit bis zu einer unveränderlich feststehenden Entschließung ist noch ein hübsches Stück Weges; und die Presse hat in diesem Fall Unrecht, wenn sie für das durch die Weigerung entstehende Mißtrauen die Regierung verantwortlich macht. Die Zulassungstelle durfte in einer Angelegenheit, wo das Recht so ganz auf ihrer Seite war, sich nicht durch eine unerfüllbare Forderung selbst ins Unrecht setzen.

Im Publikum hat man vielfach geglaubt, dem Beginn eines Zweikampfes zwischen der Vertretung der Börseninteressen und der preußischen Bureaukratie zuschauen zu dürfen. Die Zulassungstelle der berliner Börse ist von Börsenfreundlichkeit aber recht weit entfernt. Sie besteht, nach dem Börsengesetz, mindestens zur Hälfte aus Männern, die nicht ins Register eingetragen sind. Als das Gesetz entstand, meinten seine Erzeuger in ihrer unerschöpflichen Vatergüte, alle Bankiers und Spekulanten seien in das Register hineinzuzwingen. Man kann sich also denken, auf welche duldsamen Elemente sie für die andere Hälfte der Mitgliederzahl rechneten. Auch heute giebts in der Zulassungstelle wohl noch einige sonderbare Schwärmer. Die eigentliche Kritik aber, die — ich finde keinen passenderen Ausdruck — Oberrechnungskammer-Arbeit kann natürlich nicht vom Fanatismus geleistet werden. Für die dazu nöthige Erfahrung sorgen Geschäftsleute, die nur noch dem Namen nach einer Firma angehören, aber längst reich genug geworden sind, um sich den Luxus erlauben zu dürfen, den unbefangenen Theoretiker zu spielen. Sie sind oft die schärfsten Beurtheiler, haben auch am Meisten erlebt; und das Kunststück, die wilden Elefanten durch die zahmen fangen zu lassen, wird nicht nur in Indien gemacht. Das größte Wohlwollen wird den Börsenkommissaren nachgesagt, die sich wenigstens in der Privatunterhaltung meist recht entgegenkommend zeigen sollen. Gerade diese Herren aber haben auch schon sehr feine Einwände gegen manchen Prospekt gemacht. Ein Beispiel. Durch eine unheilvolle Verbindung war eine Fabrik in Verlegenheit gekommen; und als die endlich sanirten Aktien nun eingeführt werden sollten, verlangte der Kommissar, der Prospekt solle aufklären, weshalb die alten Direktoren aus der bösen Zeit noch im Amt seien. Schließlich mußte wenigstens hinzugefügt werden, seit wann diese Direktoren angestellt seien; zwischen den Zeilen war also auf ihre frühere Thätigkeit hingewiesen. Die Schärfe anderer Mitglieder soll manchmal dagegen

mehr schaden als nützen. Von den einführenden Firmen werden, zum Beispiel, mehr Daten verlangt. Antwort: die Daten seien so vorzüglich, daß ihre Wiedergabe wie eine Reklame aussehen würde. Ein ganz triftiger Einwand; den die Scharfen aber nicht gelten lassen. Die „Reklame" kommt wirklich in den Prospekt. Dann wieder wird die Doppelreihe, in der, neben den jetzigen heruntergeschriebenen Werthen, die ursprünglichen Summen aufgeführt sind, auf eine Reihe vereinfacht. Der Fachmann sieht dann etwa elektrische Anlagen mit 70,000 Mark inventarisirt und hält sie deshalb für minderwerthig; er kann aus dem Prospekt eben nicht erfahren, daß sie einst 200,000 Mark gekostet haben. Brunnen, für die 36,000 Mark aufgewendet wurden, stehen ohne Kommentar einfach mit einer Mark zu Buch; und es wäre leicht, ähnliche Beispiele in Fülle anzuführen.

Das Vaterland kann ruhig sein. Allzu zärtlich werden die Bank- und Börseninteressen von der Zulassungsstelle nicht behandelt. Es muß schon sehr schlimm kommen, so schlimm wie jetzt bei den Anträgen der Reichsbank und der Seehandlung, bis die Zulassungsstelle sich entschließt, den Kampf für das Recht gegen die Macht aufzunehmen und zu zeigen, daß ihr nicht Alles zulässig scheint.

Pluto.

# Notizbuch.

Zwischen Dänemark und England, nah bei der Doggerbank, wo Sir Hyde Parker, der Vater, einst den holländischen Admiral Zoutman schlug, hat das russische Ostseegeschwader auf die Huller Fischerflottille geschossen. Warum? Weil sämmtliche Russen meist schon vormittags, spätestens aber abends sternhagelvoll sind, heißts an den Stammtischen; weil sie im Wodkarausch den Himmel für einen Dudelsack und jeden Fischdampfer für einen Torpedobootzerstörer halten. Diese artige Hypothese stammt aus dem Buch, in dem der Kulturmenschheit überliefert ward, daß die Moskowiter sich von Talglichten und Fusel nähren. Ein Bischen ernsthafter klang die Behauptung, das Mißgeschick ihrer Marine habe die Russen so nervös gemacht, daß die gerade dem Seemann unentbehrliche Ruhe des Blickes von ihnen nicht mehr zu erwarten, jede blind wüthende Tollheit zu fürchten sei. Wie schädlich Nervosität auf dem Wasser wirkt, haben wir sogar schon bei Manövern und Sportfesten unserer Flotte erfahren, die an Exaktheit und Disziplin der russischen doch weit überlegen ist. Aber soll der Admiral Roschdestwenskij — den die Sachverständigen im Zarenreich seit Jahren für den besten Mann ihrer Marine halten, für viel tüchtiger als Makarow und Skrydlow — plötzlich so ganz unfähig geworden sein, daß er die Grundregeln des internationalen Seeverkehres nicht mehr kennt, die einfachsten Lichtersignale nicht zu unterscheiden vermag und, ohne erst lange zu wägen, in den Nebel hinein schießen läßt? Auch daran war nicht leicht zu glauben. Doch am Ende suchte er einen Konflikt, suchte die Möglichkeit, seinem unfertigen, schlecht bemannten Geschwader die Gefahr einer Reise zu sparen, die nie bis ans Ziel führen konnte, und ist zufrieden, daß er in Vigo und Tanger jetzt Zeit hat, seine plumpen Landratten für den Dienst zu drillen? Nein, sagten die Hintertreppenpolitiker: das Alles trifft nicht den Kern der Sache; Rußland will in seiner Verzweiflung eine Konstellation schaffen, die Frankreich ins Feld ruft, und die Schießerei

hatte den Zweck, England zur Kriegserklärung zu zwingen. Auch dieser Blödsinn war auf Holzpapier zu lesen. Natürlich hat kein halbwegs vernünftiger Mensch auch nur eine Minute lang geglaubt, die huller Affaire könne zum Krieg zwischen Russen und Briten führen; nur in den Zeitungen that man, als glaube mans: und hatte für die letzte Oktoberwoche ohne beträchtliche Kosten eine great attraction. Trotz allen Depeschen und Leitartikeln ist der Thatbestand noch völlig unklar. Wir wissen weder, ob die englischen Fischer die richtigen Lichter zeigten, noch, ob der Theil der russischen Flotte, der die Fischerfahrzeuge beschoß, Torpedoboote bei sich hatte. Roschdestwenskij leugnet es und führt die Angabe der Fischer, sie hätten noch sechs Stunden nach dem Angriff ein Torpedoboot in ihrer Nähe gesehen, zum Beweis dafür an, daß er von fremden Torpedos belästigt und zur Abwehr gezwungen worden sei. Eins dieser Boote habe er vernichtet, das andere aus dem Kurs getrieben und nicht geahnt, daß die Kugeln seiner Geschütze auch Briten getroffen hatten. Da die Sache ja von einem nach der Vorschrift der Haager Konvention zusammenzusetzenden Schiedsgericht untersucht werden soll, werden wir eines Tages vielleicht erfahren, was eigentlich geschehen, ob das Geschwader wirklich belästigt oder im Dunkel nur eine Riesendummheit gemacht worden ist. Rasch mit dem Urtheil fertig waren nur die wüthenden Russenfeinde. Die erwogen nicht einmal, daß die unangenehme Geschichte in einer Nebelnacht passirt war, in schwierigem Fahrwasser und, wie es scheint, nicht im britischen Hoheitbereich. Die schworen flink auf die Buchstabenwahrheit der englischen Aussagen. Und doch wäre Allerlei zu beachten gewesen. England ist Japan verbündet und hat die Ausreise des Ostseegeschwaders sicher nicht gern gesehen. Japanische Seeoffiziere waren, wie gemeldet wurde, in geheimer Mission nach Europa gereist. Von allen Seiten wurden die Russen vor Asiatentücke gewarnt. Besonders gefährlich schien ihnen die englische Nordseeküste und der Aermelkanal. Irgendein kleines Fahrzeug konnte ihnen Minen legen; in einen harmlos aussehenden Fischdampfer konnte ein Torpedolancirapparat eingebaut sein. Ein britischer Rheder, der den Japanern gegen die Russen hülfe, würde nicht nur viel Geld verdienen, sondern könnte obendrein noch wähnen, ein Patriotenwerk vollbracht zu haben. Und nun versetze man sich in den Seelenzustand eines mit ungeheurer Verantwortlichkeit belasteten Admirals, der, an gesperrten Häfen vorbei, unerprobtes Material und Personal auf den Kriegsschauplatz führen soll. Er glaubt sich verpflichtet, jedes Schiff, das ihm mit verdächtigen Bewegungen naht, als Feind zu behandeln. Und das Wasser hat keine Balken. Auch der preußische Grenadier Lück und mancher andere brave Wachtposten hat schon auf Menschen geschossen, ohne daß die Anwendung von Pulver und Blei nöthig war. Auf beleuchteter städtischer Straße, in Friedenszeit. Auch der Kapitän des englischen Kanonenbootes „Leda“ hat, vor fünf Jahren, ohne zwingenden Grund ein fremdes Fahrzeug beschossen: den französischen Lugger Étoile de Mer; und auch damals wurde ein unschuldiger Matrose getötet. Bei Hull sind zwei Menschen ums Leben gekommen, ein paar andere leicht verwundet worden. Eine Dummheit wahrscheinlich, aber kein Verstoß gegen die göttliche Weltordnung. Wenn die großen russischen Panzer, wie behauptet wurde, eine halbe Stunde lang geschossen hätten, wäre der Schade an Menschen und Material wohl schlimmer gewesen. Thut nichts; alle Civilisten waren empört und nur die Soldaten bewilligten dem armen Roschdestwenskij mildernde Umstände. Er mußte, sagten sie, auf jede Japanerlist gefaßt sein, mußte fürchten, daß englische Seefahrer sich in den Dienst der Gelben stellen würden, die vor der Wahl wirksamer Mittel nicht erst zimperlich zaudern. Er

konnte erwarten, daß die Fischer von der Durchfahrt seines Geschwaders benachrichtigt waren und sich deshalb hüten würden, seinen Kurs zu kreuzen. Wer in Kriegszeiten noch nie auf so schwierigem Posten stand, weiß nicht, wie leicht das Gefühl der Verantwortlichkeit da zu Mißgriffen führt. In jedem Krieg sind schon vom Wind gejagte Wolken als feindliche Kolonnen von den Vorposten beschossen worden ... Amusant war das Verfahren der Engländer. Fürchterliches Geschrei. Mobilmachung der ganzen Flotte. Wird die Schuld nicht sofort gesühnt, Roschdestwenskij nicht morgen schon der Kommandogewalt entkleidet, dann bleibt nur eine Möglichkeit: Krieg gegen Rußland. Solche Spektakelstücke werden in London mit allerliebster Geschicklichkeit inszenirt. Die Forderungen sind zwar nicht erfüllt, aber die Russen gehindert worden, noch in diesem Jahr die ostasiatische Küste zu schauen. Allzu unangenehm wirds ihnen nicht sein. Port Arthur wird sich kaum noch lange halten. Der Hafen von Wladiwostok ist im Winter zugefroren. Und ohne Stützpunkt, ohne Kohlenstation könnte das Geschwader nichts Nützliches leisten, selbst wenn es besser gerüstet und die Marinetechnik nicht noch immer die schwächste Seite russischer Kriegskunst wäre. Britanien aber hat sich wieder als Hort edelster Sittlichkeit bewährt. Stark und doch fast too full of the milk of human kindness. Krügers Leichnam schwimmt der Heimath entgegen: und schon ist Alles vergessen, was den Siegern im Burenkrieg vorgeworfen ward. Die Behandlung der Frauen, der Ausländer, der Kinder: Alles vergessen. England sonnt sich im Glanz und der Russe ist, wie in Cobdens Tagen, wieder der Schwarze Mann.

* * *

Ich bin verpflichtet, das Folgende zu veröffentlichen:

„Die Angriffe gegen die Redaktion der Nationalzeitung in dem Artikel ‚Pro domo et Hibernia' (Nummer 5 der ‚Zukunft') beruhen auf Unwahrheit. Die Redaktion ist nicht nur vertragsmäßig jeglicher Beeinflussung seitens einzelner Interessenten oder Interessenkreise entzogen: es ist auch thatsächlich, seitdem mir die Leitung des Blattes obliegt, von keiner derartigen Seite jemals an mich auch nur der leiseste Versuch herangetreten, meine politische Haltung zu beeinflussen. Insbesondere auch in der Hibernia-Angelegenheit ist ein solcher Versuch nicht gemacht worden und hat die Nationalzeitung von Anfang an, trotz aller Anfeindungen, einen durchaus selbstständigen Standpunkt gewahrt.

Arthur Dix,
Chefredakteur der Nationalzeitung."

Ueber Stil und Inhalt dieser „Berichtigung" möchte ich nichts sagen. In Liszts Schrift über das Reichspreßrecht steht der Satz: „Der Redakteur darf die Berichtigung nicht mit der Motivirung zurückweisen, daß nur das Unrichtige berichtigt werden könne, er aber schlagende Beweise für die Richtigkeit der von ihm gebrachten Thatsachen und für die Unwahrheit der in der angeblichen Berichtigung angeführten zur Hand habe; er darf sie nicht zurückweisen, weil zur Entscheidung über Wahrheit oder Unwahrheit nur das Publikum kompetent ist." Lies also, liebes Publikum, und entscheide. Solltest Du noch neues Beweismaterial wünschen, so kannst Dus haben.

* * *

Ein Artillerieoffizier schreibt mir:

„In Ihrem Aufsatz ‚Militaria' haben Sie auf die Schwierigkeit einer objektiv richtigen Darstellung von Kriegsereignissen hingewiesen, sich auf Beispiele aus der Literatur des deutsch-französischen Krieges berufen und sich gegen die Papierstrategen und Zeitungtaktiker gewandt, die schnell fertig mit dem Wort sind, obgleich

ihre Titel vielfach andeuten, daß sie der Jugend, der solches Gebahren eigen ist, längst entwachsen sind Sie haben damit mir und, ich glaube, vielen aktiven und ehemaligen Offizieren aus der Seele gesprochen. Man bekommt beinahe nauseose Anwandlungen, wenn man wahrnimmt, wie jetzt jedes Wurstblatt seinen ‚militärischen Berichterstatter‘ hat, der im Zeilenlohn am Grünen Tisch schwierigen Problemen die Lösung nicht sucht, aber findet. Ich will noch ein Beispiel anführen. Die Japaner haben in ihrer Artillerie einige — wenige — Batterien Feldhaubitzen. Beiläufig sei bemerkt, daß es, wenn auch nicht modernste Rohrrücklauf-Stücke, so doch gute Wurfgeschütze von Krupp sind. Geführt und bedient von affenartig geschickten Asiaten, können sie bis jetzt fast den Gascogner-Geschützen verglichen werden, von denen Rostand den jüngeren Kameraden Cyranos vor Arras 1640 stolz sagen läßt: Le canon des Gascons ne recule jamais. Die Japaner erfreuen sich des Besitzes dieser Haubitzen schon einige Jahre und es wäre daher verhältnißmäßig leicht gewesen, in Friedenszeiten Näheres darüber zu erfahren. Trotzdem haben unsere Papierhelden es fertig gebracht, über diese Waffen, ihre Anzahl, Organisation, Munition und Wirkung in den ersten Monaten des Krieges unglaublich thörichtes Zeug zu schreiben. Später, namentlich am Yalu, kamen die Haubitzen ins Feuer. Natürlich weiß jetzt Jeder ganz genau, wann, wo, wie und mit welcher Wirkung sie verwendet worden sind, wie sie sich bewegt, gefeuert, verhalten und welche Ziele sie beschossen haben. Die kühnsten Folgerungen werden daran für die deutsche Artillerie geknüpft: Vermehrung der leichten Feldhaubitzen, Vergrößerung ihres Kalibers, Vermehrung, Verminderung, Abschaffung der schweren Feldhaubitzen, Aenderung der Organisation. Aenderung der Ausrüstung, Aenderung des Schießbedarfes, des Schießverfahrens, der Feuerleitung, der taktischen Verwendung und vieles Andere. Man sollte meinen, daß die ‚militärischen Spezialberichterstatter‘ in Japan und den mandschurischen Gefilden eben so zu Hause seien wie in der Provinz Brandenburg und auf dem Döberitzer Truppenübungplatz. Schade, daß das Pulver schon erfunden ist. Schade aber auch um die der Produktion, mehr noch um die der Lecture solcher Weisheit geopferte Zeit."

* * *

Nach dem Artilleristen ein Infanterist:

„Verehrter Herr Harden, in dem fesselnden Artikel ‚Militaria‘ berührten Sie (am achten Oktober) auch das Uebermaß an militärischen Schaustellungen, das unserem Heer schon seit einer geraumen Reihe von Jahren zugemuthet wird, und sprachen dabei auch von den großen Kaiserparaden, die sich in jedem Sommer auf dem Exerzirplatz bei Mainz, dem sogenannten Großen Sand, nach der Rückkehr des Monarchen von seiner Nordlandreise wiederholen und für die aus der näheren und weiteren Umgebung der gewaltigen Rheinfeste zahllose Regimenter herangezogen werden. Mittelbar liest man aus Ihren Worten die Frage heraus, wie sich denn solche Schaustellungen, die gleich mehrere Tage der Dienstwoche für sich in Anspruch nehmen, angesichts der für die Ausbildung unserer Fußtruppen im Felddienst notorisch viel zu kurz bemessenen zweijährigen Dienstzeit verantworten lassen. Dem militärisch Kundigen drängt sich bei den Kaiserparaden auf dem Großen Sand noch eine zweite, nicht minder ernste Frage auf. Woher kommen die Gelder, die sie kosten? Umsonst ist nichts auf der Welt, also auch keine Parade, zu der ein großer Theil der Truppen erst herbeigeschafft werden muß. Ein früherer Kommandirender General, der die Parade auf dem Großen Sand zu veranstalten hatte, bat in Berlin — so erzählt man sich wenig-

stens in militärischen Kreisen — um die Anweisung von etwa 23 000 Mark, erhielt sie aber nicht, weil für solche Zwecke Gelder nicht flüssig seien. Aus den Rippen konnte und wollte er sie sich aber nicht schneiden; und der Befehl, die Parade vorzubereiten, blieb doch in Kraft. Was thun? Man sagt, die Gefechts- und Schießgelder seien benutzt worden; die Gelder, die der Reichstag alljährlich für die Ausbildung unseres Heeres im Gefechts- und Schießdienst bewilligt und die in recht erheblichen Beträgen den einzelnen Armeecorps überwiesen werden. Diese Annahme hat sehr viel für sich. Vor Allem spricht dafür der Umstand, daß in den letzten Jahren regelmäßig der Kaiserparade auf dem Großen Sand eine größere oder kleinere Gefechtsübung voranging, durch die aller Wahrscheinlichkeit nach die Gefechts- und Schießgelder für die Parade liquide gemacht werden sollten. Trifft diese Vermuthung zu, so würden — wenn auch nicht dem Wortlaut nach, aber thatsächlich — Gelder, die eine gründliche Ausbildung unserer Corps im Felddienst ermöglichen sollen, dieser äußerst wichtigen Bestimmung zu Gunsten von militärischen Schaustellungen entfremdet, deren Bedeutung für die Vorbereitung des Heeres zum Kriegsdienst der Sachkundige kaum zu erkennen vermag. Dringend ist deshalb zu wünschen, daß der Reichstag sich aller Vertrauensseligkeit entschlage, recht gewissenhaft kontrolire und auch einmal den Gründen der Verquickung von Paraden und Gefechtsübungen nachforsche."

* * *

Die Freisinnige Volkspartei will in Sachen Hibernia den Handelsminister interpelliren. Herr Möller hat Glück. Diese Interpellation (für die, da Herr Richter krank ist, kein starker Redner ins Feld geschickt werden kann) sichert ihm die Hilfe der konservativen Partei, deren Arglosigkeit leicht glauben wird, in dem Krieg, dessen Strategen ein Kohlenhändler und ein Bankdirektor sind, handle sichs um den Kampf gegen den Uebermuth des Bankenkapitals. Auch die Nationalliberalen werden ihrem excellenten Parteigenossen nicht gern das Amtsleben unmöglich machen. Zweifelhaft ist höchstens, ob das Centrum, das jetzt Gelegenheit hätte, in Rheinland und Westfalen seine Macht zu festigen, Lust haben wird, den nationalliberalen Minister aus der Klemme zu ziehen. Wenn es klug ist, folgt es dem Rathe der Kölnischen Volkszeitung: den Verstaatlichungplan abzulehnen und Herrn Möller die Wahl des Weges zu überlassen, auf dem er die theuer erworbenen Aktien wieder loswerden kann. Die Freisinnige Volkspartei hätte vernünftiger gehandelt, wenn sie die Vorlage des Ministers abgewartet hätte. Doch versagt der Landtag auch diesmal, so winken noch andere Rettungmöglichkeiten. Die Gegner der Verstaatlichung werden dafür sorgen, daß ihnen die Mehrheit bleibt; und dann mag der Staat mit seinem Aktienbündel machen, was ihm beliebt.

* * *

Aus Paris wird mir geschrieben:

„Der Deutsche Kaiser hat Izzet Pascha, dem Sekretär des Sultans, den Rothen Adlerorden erster Klasse verliehen. Diese Nachricht schien den Herren, die in Konstantinopel deutsche Zeitungen vertreten, telegraphischer Verbreitung werth. Was mag sich der lesende Philister dabei wohl gedacht haben? Izzet ist Kämmerer und Vertrauensperson des ‚Grand Saigneur' und berühmt als Manager der Armenierabschlachtungen, als Regisseur der Knüppelmänner. Der Orden, den er erhalten hat, trägt die Inschrift: Sincere et constanter. Er wurde als Orden de la sincérité (Sincère nach Larousse: Qui s'exprime sans intention de déguiser sa pensée oder: Qui est éprouvé, dit ou fait d'une manière franche) 1705 von dem Erb-

prinzen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth gestiftet; das Statut bestimmte, daß seine Träger ‚hohe Herren von gutem Lebenswandel und Barmherzigkeit sein' sollten. Tempora mutantur. Und da giebt es noch Leute, die sich aufregen, wenn mal ein Barmherziger von Mirbachs Gnaden den Rothen Adler vierter Güte erhält."

* * *

Zwei Kondolenzdepeschen aus diesem Herbst. I. An den Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld, der, wie auch der Bundesrath jetzt anerkannt hat, legitimer Regent des Fürstenthumes Lippe ist: „Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen. Wilhelm I. R." II. An die Witwe des Hofphotographen Schaarwächter: „Seine Majestät der Kaiser und König haben von dem Hinscheiden Ihres Mannes mit tiefem Bedauern Kenntniß genommen und mich zu beauftragen geruht, Ihnen zu dem schweren Verlust, welcher Sie und Ihre Familie dadurch betroffen hat, Allerhöchstihre Theilnahme auszusprechen. Berlin, am zwanzigsten Oktober 1904. Der Korrespondenz-Sekretär Geheime Ober-Regierungrath Mießner."

* * *

Was in den Zeitungen steht. I. „Ein vortreffliches Geschenk für jeden Patrioten ist die künstlerisch ausgeführte Kaiserstatue mit Musikwerk. Die Statue stellt Kaiser Wilhelm den Zweiten in Generalsuniform, in der Hand den Marschallsstab tragend, dar. Im Sockel ist ein Musikwerk besten Fabrikates untergebracht, das die patriotischen Weisen spielt: ‚Deutschland, Deutschland über Alles', ‚Die Wacht am Rhein', ‚Heil Dir im Siegerkranz'. Um die Anschaffung jedem patriotischen Deutschen zu ermöglichen, ist der Preis niedrig gestellt. Käufer dieser Statue sind auch die Mitglieder der Militär-, Veteranen- und Schützenvereine. Bei energischer Verwendung ist ein großer Absatz zu erzielen." II. „Behörden, insbesondere Gerichte sind aufgefordert worden, zum Geburtstag der Kaiserin Glückwunschschreiben zur Unterzeichnung bei den Beamten in Umlauf zu setzen. Bei einem Gerichtshof ging eine Liste herum, in die sich alle Richter einzutragen hatten, die bereit waren, sich an einem Festmahl zur Feier des Kaisergeburtstages zu betheiligen. Die Richter, die ihren Namen nicht in die Liste schrieben, wurden aufgefordert, schriftlich den Grund anzugeben, der sie an der Betheiligung hindere." III. „Unser Kronprinz besuchte in Baden-Baden jeden Abend in dem Hotel, wo er wohnte, das Konzert der ungarischen Hauskapelle. Eines Abends ließ er, als er eine Weile zugehört hatte, seine Violine holen, begab sich zu den Musikern und spielte eine Stunde mit der Kapelle. Zum Schluß schenkte er dem Dirigenten eine prächtige Busennadel mit Namenszug und Krone." IV. „In der Bülowstraße war neulich die Thür eines Wild- und Fischgeschäftes von einer schaulustigen Menge umlagert. Da hingen nämlich sechs starke Hirsche, die mit Blumen und farbigen Bändern bekränzt und vorn und hinten mit frischen Sträußen geschmückt waren. Auf sechs großen Tafeln lasen die Beschauer die Worte: ‚Erlegt von Seiner Majestät Kaiser Wilhelm dem Zweiten'. Der Besitzer des Ladens wird diese seltene Waare gewiß leicht losgeworden sein." Gewiß. Unrecht ist aber, daß noch kein Zeilenlyriker den Versuch gewagt hat, der deutschen Kulturmenschheit die Gefühle der Thiere zu schildern, denen das ehrenvolle, das süße Schicksal ward, von der Kugel eines Kaisers ins Jenseits befördert zu werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen.

**Seelen-Analyse.** Eine nicht alltägliche Methode, den Charakter und das Seelenleben aus der Handschrift zu ergründen, scheint allmählich Anklang in gebildeten Kreisen zu finden. Die Wiener Rundschau, V. Jahrgang No. 15 schreibt in einem längeren Aufsatze: „Den Namen Psychographologie bildete der in Augsburg tätige Psychographologe P. P. Liebe. Die Psychographologie steht nach Methode und Resultaten durchaus isoliert. Vor allem rechtfertigt sie das Sensitive gegen alle Angriffe. Die Psychographologie vermittelt in ihrer Methode einerseits, in ihren Resultaten anderseits die Kenntnis jenes Ich, von welchem wir so fern sind wie der Tag vom Traum. Sie übermittelt psychisches Wissen.“ Interessenten wollen an den Schriftsteller **P. P. Liebe** in **Augsburg** direkt eine briefliche Anfrage richten.

Einen neuen, ganz eigenartigen Artikel bringt die Firma Julius Schrader in Feuerbach bei Stuttgart 35 in den Handel. Es sind sogenannte „Likör-Patronen“. Mittelst dieser Patronen lassen sich nach der beigegebenen Gebrauchsanweisung sofort von Jedermann feinste Tafel-Liköre und sonstige Spirituosen wie Curacao, à la Chartreuse, à la Benédiktine, Allasch, Cognac, Rum etc. etc. (ca. 90 Sorten) in einer Vollendung herstellen, die geradezu verblüffend ist, um so mehr, als der Preis einer Patrone aus der $2^1/_2$ Liter des betreffenden Likörs hergestellt werden können, sich ungemein billig stellt (60—90 Pfennig). Die Firma versendet eine nette Broschüre darüber, die auch Parfümpatronen (zur Selbstherstellung von Parfüms aller Art) behandeln, an Jedermann gratis und dürfte diese Likörfabrikation en miniature vielen unserer Leser Freude machen.

### Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt eine Prospektkarte bei der Firma **J. G. Heintzen** in **Westerstede i. Oldbg.**, betr.

**Cigarren und Cigarillos.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen!






Für Inserate verantwortlich: Rob. König, Berlin. Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.